

Glauben und Wissen.

1905. III. Jahrgang. — Heft 11. November.



Werden und Vergehen.

Eine Parabel.

Die freundlichen, milden Strahlen der Oktobersonne fluteten durch die herbstliche Luft und kosten leise mit den gelben, welken Blättern der alten Kirchhofslinden, als wollten sie die Sterbenden trösten und ihnen das Scheiden vom schwanken Zweig leichter machen. Schmeichelnd berührte die sonnige Herbstluft auch die dem neuen Frühling entgegenschlummernden Blattknospen und tuschelte ihnen Märchen von Lenzeswehen und Auferstehungsfreuden ins Ohr.

Vergehen und Werden!

Allgewaltig ist die Predigt des Herbstes, wenn er das bange, graue, mit rauher Faust zupackende „Vergehen" zur Überschrift gemacht hat. Doch predigt er nicht dieses bloß. Er weist auch tröstend auf ein „Wiederwerden". Gewiß, die Jubelouverture der Lenzesauferstehung kann nur ein Märzsturm durch die Lande posaunen oder in süßen Melodien ein Maientag künden. Doch tröstend den Blick in die Zukunf lenken, das kann auch der Herbst.

Herbstzeit ist Saatzeit und Pflanzzeit! Und sind das nicht Herolde neuer Hoffnungen? Jedes ausgestreute Korn im Ackerland predigt von grünen Saaten; jeder gepflanzte Baum im Garten redet von Blütenträumen! — Neben dem grauen Vergehen eine linde aber gewisse Hoffnung auf neues Werden.

Ein Blatt sank ums andere! Und der Herbstwind trieb mit den Fallenden sein loses Spiel, ehe sie zur Allmutter Erde zurückkehrten. Einige warf er über den morschen, wackeligen Zaun in den hinter dem Kirchhof liegenden Garten. Auch hier spürte man das Raunen und Walten des Herbstes. Die Beerenobststräucher streckten die schon entlaubten, kahlen Zweige in die Luft, und die Gemüsebeete hatten ihren Ertrag bereits zum Teil in den Keller abgeliefert. Aus den Bienenkörben, die in der alten, windschiefen Hütte standen, flog nur noch hin und wieder eine

Biene. Dicht am Nachbarsgarten prahlten die Sonnenblumen mit ihren letzten großen Blüten.

Der Garten hatte seine Frühlings- und Sommerarbeit geleistet; er zog nun den Arbeitskittel aus, um bald in den weißen Mantel der Ruhe gehüllt zu werden.

Dennoch galt's, noch vor den ersten Fröſten für neue Ernten zu sorgen. Neben dem Zaun des Nachbargrundstücks lief eine Reihe tiefer, frisch ausgeworfener Baumlöcher. In hohen Haufen lag der schwarze, gute Boden auf der einen Seite, der gelbe, minderwertige Sand auf der anderen. Hier wollte man Obstbäume pflanzen. Sorgfältig eingeschlagen lagen sie jetzt noch an den Spargelbeeten. Aus einer weit entfernten Baumschule sind sie gekommen. Sorgfältig verpackt und verschnürt waren sie. Aber so manche Wurzel hatte der Gärtner roh und gewaltsam beim Herausnehmen verletzt, mancher Zweig wurde geknickt.

Die Weitgereisten waren matt und krank.

„Warum reißt man uns los von dem alten Boden und stellt uns auf einen neuen Platz?" klagte murrend die Reinette.

„Warum? Törin!" antwortete verweisend die Parmäne; „Konntest du denn in den engen Reihen deine Zweige zu schönen Kronen breiten? Nun soll doch erst ein frisch fröhliches Wachsen angehen. Darum hob man uns aus!"

„Ja, freilich, man hob uns aus! Und wie, frage ich euch?" begann von neuem die Murrende. „Roh, gefühllos, bis ins Innerste hat's mich empört!"

„Wer immer auf einen neuen Platz gestellt wird, muß alte Verhältnisse verlassen. Oft tut dann Scheiden weh und gräbt Wunden. Wunden heilen. Auch wir werden gesunden. Laß uns nur erst neue Wurzeln treiben. Wie lustig werden dann im Frühlingsglanz sich unsere Knospen recken."

„Nur wünscht ich mir einen besseren Platz zum Recken, liebe Schwester," meinte hochfahrend der stolze Kalvill. „Siehst du nicht dort jenen alten, krummen Stamm mit der zerrissenen Rinde? Pfui! ein Wildling neben uns Edlingen. Wie ein König soll er zwischen uns thronen. Sieh nur, rechts und links von ihm je drei Gruben."

„Ich teile deine Abscheu, edler Bruder," stimmte verächtlich die Reinette bei, man mutet uns viel zu."

„Gemach, gemach, ihr Stolzen," mahnte von neuem Schwester Parmäne. „Wohl seh ich auch den krummen, wilden Stamm, doch mein' ich, daß die Krone echt und daß sie Früchte trägt, die unsern gleichen."

„Und ob sie ihnen glichen, ich hasse den Emporkömmling und frechen Eindringling in unsere Reihen. Wild bleibt sein Blut, ein Bastard ist's. Mög' ihn ein Blitz vernichten!" Weiter kam der Kalvill in seiner Rede nicht. Denn eben streckte der alte weißhaarige Gärtner die Hand nach den Bäumen aus, um vor dem Pflanzen ihre Kronen zu verschneiden.

Erschrocken verstummte ihr Mund, und ein Beben und Zittern ging durch ihr Mark, als das scharfe Messer ihnen manches Zweiglein raubte. Und auch die verwundeten Wurzeln glättete der glänzende Stahl.

Dann pflanzte man sie. Und der alte Baumfreund führte diese Arbeit mit

aller Sorgfalt und Liebe aus. Er bettete sorgsam jedes Würzelchen und streute lockere Erde darüber. Und als die Grube wieder gefüllt war, band er die schwanken Stämme sorgsam an den vorhergesetzten Pflahl und tränkte die neuen Pfleglinge mit Wasser in Menge.

Liebkosend strich er dann an jedem Stämmchen hernieder und sagte leise: „Möchtet ihr alle gedeihen und keine Sorgenkinder werden. Nehmt euch den alten Freund in eurer Mitte zum Vorbilde. Ich setzte auf den wilden Zweig das edle Reis und oft schon trug er edle Früchte.“

Kalvill und Reinette vernahmen diese Worte am deutlichsten; denn sie standen neben dem Verhaßten.

Und in der Abenddämmerung ging es wieder wie ein leises Raunen durch die Kronen.

Und also redete der Kalvill und bog seine Zweige stolz zurück, um möglichst weit entfernt zu sein von dem neuen Nachbar: „Ich schäme mich, daß ich neben dir gepflanzt bin, ich, der Edle neben dem Wildling, dem Bastard, dem Unschönen. Daß du verdorretest, damit ich erlöst sein möchte von deiner Nähe.“

Stumm nickten die Zweige der Reinette Beifall.

Nach einer ganzen Weile aber gab der alte Baum mit dem unschönen, krummen Stamm Antwort:

„Ich gönne euch nichts Böses und euren Haß versteh' ich nicht. Verdorren soll ich? O, nicht doch! Meine Wurzeln sind weit verzweigt und holen Feuchtigkeit in Menge herbei. Doch ihr sollt euch erst gründen. Daß ihr nur nicht elendiglich verwelkt, wenn Sonnengluten euch bestrahlen.“

„Schwätzer!“ meinte verächtlich der Kalvill zur Rechten.

Und von der Linken her tönte es: „Lächerlich! Wir und verdorren!“ Und dann hüllten sie sich in Schweigen.

Sie mochten sich nicht länger mit dem Unebenbürtigen unterhalten. Die Parmäne hatte schweigend zugehört. Sie schüttelte mißbilligend die schlanken Zweige und gab dem alten Stamm im Stillen recht.

Winterruhe lag über der ganzen Erde; die Natur schlief dem neuen Lenz entgegen.

Und als die ersten warmen Frühlingsstrahlen ihre belebende Kraft spendeten, regte es sich in allen Knospen. Sie schwollen an, sie öffneten sich, und bald prangte die Erde im Frühlingsgewande.

Auch der alte krumme Baum legte Blätterkleid und Blütenschmuck an, und die sechs jungen Bäume trieben auch die ersten Blätter.

Neues Werden!

Doch nicht weit von ihm auch schon wieder das Vergehen!

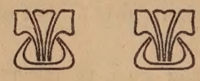
Kein erquickender Regenschauer kam, die dürstende Erde zu netzen. Und die grünen Blättlein der jungen Bäume wurden bald welk und matt. Die belebende Frische fehlte, und der alte Gärtner, der sie ihnen gespendet hätte, schlummerte schon den ewigen Schlaf drüben im Schatten der uralten Kirchhofslinden.

Niemand kümmerte sich um die Dürstenden.

Und als dann im Juni endlich Regen kam, da waren auch die letzten Bäumchen, die der Alte gepflanzt hatte, verloren.

Die Sommersonne spielte um tote Wipfel.

Bedauernd schüttelte der alte, krumme, wilde Stamm die Krone und flüsterte leise: „Sie waren maßlos stolz und achteten den Unscheinbaren nicht. Nun sind sie gestraft, und doch tut es mir leid um das junge Leben. Das Werden ward erhofft und doch — Vergehen war ihr Schicksal!“ Fritz Gantzer.



Die menschliche Natur.

Philosophie und ärztliche Wissenschaft stehen in engen Beziehungen, und diese hat jener nicht ihre schlechtesten Vertreter geliefert. Die Namen Burdach, Lotze, Fechner und Wundt sind der beste Beweis dafür. Die in der Medizin auftauchenden allgemeineren Fragen führen aber auch unvermeidlich auf das philosophische Gebiet hinüber, dessen Hauptgegenstand ja der gleiche wie der der Medizin ist: die menschliche Natur. Ich habe das bei meinen eigenen Versuchen, die natürlichen Krankheits- und Heilungsvorgänge unter dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit darzustellen, trotz möglichster Beschränkung auf das Tatsächliche, zur Genüge erfahren.

Bei diesen Arbeiten waren mir von besonderem Wert die Forschungsergebnisse des russischen Arztes Metchnikoff über die Schutzrolle der weißen Blutkörperchen bei entzündlichen und fieberhaften Zuständen. Wo immer mir seitdem der Name Metchnikoffs, der zur Zeit Professor am Pasteurschen Institut in Paris ist, begegnete, war er mir lieb und vertraut. So versprach ich mir einen großen Genuß, als mir die geehrte Schriftleitung sein neuestes Werk „Studien über die menschliche Natur“[1]) zur Besprechung übersandte. „Ein Versuch optimistischer Philosophie“ ist der Untertitel, ganz im Einklang mit der wissenschaftlich-philosophischen Stellung, die ich Metchnikoff in meinen Gedanken gab.

In mir selbst war durch die Erkenntnis der Zweckmäßigkeit der Vorgänge, die mir täglich am Krankenbett entgegentraten, stets auch eine religiöse Saite berührt worden. Und wie die genannten Arztphilosophen in ihren Schriften eine, wenn auch zum Teil wohl pantheistisch gefärbte, innige religiöse Gesinnung verraten, so erwartete ich jetzt auch von dem Arzte Metchnikoff in seiner philosophisch-medizinischen Abhandlung über die menschliche Natur alles andere als eine schroff ablehnende Stellung gegenüber der Religion.

Und doch: Metchnikoff kennt nur einen Gott, die Wissenschaft, und nur einen Glauben, den Glauben an die wachsende Macht der Wissenschaft gegenüber den Disharmonien des Lebens.

---

1) Études sur La nature humaine. Essai de philosophie optimiste par Élie Metchnikoff. Sec. edit. Paris 1904. VI. 405 S.

Wo bleibt auch die optimistische Philosophie? Das ganze Buch hallt wieder von den Klagen der in Todesfurcht sich windenden Menschheit. Die Pessimisten führen das große Wort, das freilich nur den dunklen Hintergrund schaffen soll für die um so leuchtender sich abhebende, allein seligmachende Wissenschaft. Diese ist aber leider, wie Metchnikoff zugesteht, obwohl „die Menschheit stolz sein darf auf den Stand der heutigen Medizin“ (266), noch gar weit davon entfernt, die großen Probleme des Lebens zu lösen und das Glück der Menschheit sicherzustellen.

Metchnikoff schwelgt in Zukunftsmusik, aber es ist doch recht zweifelhaft, ob die Wissenschaft je imstande sein wird, all die Wechsel einzulösen, die jener selbst ihr in seinem Buch entgegenhält: zumal sich, meiner Überzeugung nach, eine ganze Anzahl gefälschter oder zu hoch bewerteter darunter befinden. Die Natur wird vielfach für Dinge verantwortlich gemacht, in denen eine gereiftere Erkenntnis überhaupt keine Schuld finden oder den Schuldigen an anderer Stelle suchen wird.

Es muß doch im höchsten Grade auffällig erscheinen, daß nach den außerordentlichen Fortschritten, die in den letzten Jahrzehnten die Wissenschaft auf allen Gebieten gemacht hat, „in der heutigen Menschheit eine unbestrittene Neigung zurück zum Glauben besteht“ (289). Das kann nur zwei Gründe haben: entweder können alle wissenschaftlichen Errungenschaften dem menschlichen Bedürfnis nicht Genüge tun, liegen in diesem noch tiefere Forderungen, welche die Wissenschaft nicht zu erfüllen vermag; oder unsere fortschreitende Erkenntnis führt immer nur dahin, die Berührungsflächen mit dem Unfaßbaren, Ewigen, Unendlichen zu vergrößern und so auch unser Glaubensbedürfnis, in dem unser Wesen allein seinen einheitlichen Abschluß findet, zu verstärken.

Wenn es nach Metchnikoff geht, hat der Glaube, die Religion aber in Zukunft aus der Reihe der Glücksfaktoren der Menschheit auszuscheiden. Oder „wenn ein Ideal imstande ist, die Menschen in einer Art von Zukunftsreligion zu einen, so kann es nur auf wissenschaftliche Prinzipien sich gründen“ (397). Lassen wir Metchnikoff seine stolze Zuversicht! Aber fragen müssen wir doch, wie die „unglückselige Menschheit“ die traurige Zeit überstehen soll, die uns noch von dem glücklichen Reich der Wissenschaft trennt, wenn man ihr für die rauhe Gegenwart den Trost und die Ergebung, die Kraft und den Mut nehmen will, den sie bisher noch immer in der Religion gefunden hat.

Sie muß den Kampf mit den Widerwärtigkeiten des Lebens unter entschieden erschwerten Umständen aufnehmen, nachdem ihr in aller wünschenswerten wissenschaftlichen Klarheit ihr ganzes verfehltes, nach Grund und Ziel zweckloses Dasein zum Bewußtsein gebracht worden ist. Das ist ein hoffnungsloses Beginnen.

Das Schreien der Pessimisten wird die Stimme der Wissenschaft übertönen, die, über ungezählte glücklose Generationen hinweg, auf ein fernes glückliches Zukunftsland weist, und das Beispiel Mainländers, dieses einzigen konsequenten Philosophen des Pessimismus, der seinem Leben ein Ende machte, wird mehr und mehr Nacheiferer finden.

Nach Metchnikoff ist unter allen Disharmonien des Lebens die schlimmste und am schwersten zu ertragende der Widerspruch zwischen dem Lebenstrieb und der

unvermeidlichen vollständigen Vernichtung durch den Tod. Ist das aber richtig, welchen Wert können dann diesem schmerzlichen Widerspruch gegenüber, der „eine Errungenschaft der menschlichen Gattung ist“ (150), alle sonstigen Vorzüge des Menschen im Vergleich mit dem Tiere und alle Fortschritte in der Steigerung der Güter des Lebens noch beanspruchen? Sie machen ja den Zwiespalt des Empfindens nur immer stärker und unerträglicher.

Was war auch Gutes zu erwarten bei dem Ursprung der Menschheit, den uns die Wissenschaft enthüllt? Ob wir den Menschen nun als einen „schlechten Scherz“ und „Fehltritt“ (faux pas) der Natur oder als eine „Affenmißgeburt“, ein „Affenwundertier“ oder selbst als das „Wunderkind“ eines menschenähnlichen Affen ansehen, das Ergebnis bleibt für uns immer gleich traurig. „Wunderkinder“ sind etwas Zufälliges, aus dem Rahmen der normalen und allein wahrhaft fruchtbaren Entwickelung Fallendes; trotz des vielversprechenden Anfanges halten sie gewöhnlich herzlich wenig. So gewährt selbst das verhältnismäßig beste der von Metchnikoff der Menschheit ausgestellten Ursprungszeugnisse für die Zukunft jener nur wenig günstige Aussichten.

Nun freilich erscheint mir der Optimismus Metchnikoffs wahrhaft bewundernswert: ich fände unter solchen Voraussetzungen nicht den Mut dazu! Viel verständlicher ist mir da, was Metchnikoff von Zola erzählt: Dieser gestand seinen Freunden, daß er seit dem Tode seiner Mutter von beständiger Todesfurcht gequält werde und in schlaflosen Nächten Zustände unsagbaren Grausens durchmache. Oder die Auffassung Tolstois in seinen jüngeren Jahren: gequält durch die Unmöglichkeit, die großen Rätsel des Lebens zu lösen, und heimgesucht von der Furcht des Todes, fragte er sich, ob die Liebe der Seinigen seine Seele nicht beruhigen könnte. Er sah aber bald, daß das eine trügerische Hoffnung wäre. Wozu die Kinder aufziehen, wenn sie sich doch bald in der gleichen kritischen Lage befinden werden wie der Vater. „Warum sollen sie leben? warum soll ich sie lieben, großziehen, für sie sorgen? daß sie in einer Verzweiflung enden, gleich der meinigen, oder Schwachköpfe werden? Da ich sie liebe, will ich ihnen die Wahrheit nicht verheimlichen, denn jeder Schritt in der Erkenntnis wird sie dieser näher bringen. Die Wahrheit aber ist der Tod.“ Der spätere Tolstoi hat die Wahrheit wo anders gefunden. Seine ganze asketische, wissenschaft- und kulturfeindliche Richtung entspricht allerdings nicht unserer religiösen Auffassung, dem deutschen Empfinden überhaupt; wir werden ihm kaum darin beistimmen, daß es, um in Gott zu leben, nötig ist, auf alle Freuden des Lebens zu verzichten.. Wohl aber werden wir seiner Überzeugung beipflichten, daß der Zweck des Lebens im Heil der Seele liegt, und daß dieses vor allem ein Leben werktätiger Liebe fordert. Hier ist unser organisches Leben nicht Selbstzweck, und gerade, weil es das nicht ist, sondern über sich hinausweist, wird es allein erträglich trotz allem, was es an Mißklang und Widerwärtigkeit in sich birgt.

Das ist freilich nicht die Ansicht Metchnikoffs. „Der Zweck des menschlichen Daseins,“ sagt er, „besteht in der Vollendung des vollen und physiologischen Kreislaufs des Lebens mit einem normalen Alter, das den Lebenstrieb schwinden und dafür den Instinkt des natürlichen

Todes hervortreten läßt“ (377). „Ein normales Ende, nachdem der Todestrieb erwacht ist, kann in der Tat als das letzte Ziel der menschlichen Existenz angesehen werden. Aber vorher ist ein ganzes Leben zu durchleben, das in gleicher Weise befriedigt. Die Erkenntnis des wahren Ziels (! Fr.) erleichtert außerordentlich die Lösung dieses Problems und zeigt uns die Richtung, die wir unser ganzes Leben lang einhalten müssen.“

„Seit den ersten Versuchen, der Moral eine vernünftige Grundlage zu geben, hat man sich auch bemüht, jene auf der menschlichen Natur aufzubauen, die man ihrem Wesen nach für gut hielt. Die Religionen und philosophischen Systeme, welche die sittlichen Regeln auf etwas anderes gründeten, erachteten im Gegenteil die menschliche Natur für fehlerhaft von Anbeginn. Nun kommt die Wissenschaft und lehrt uns, daß der Mensch, vom Tiere stammend, in seiner Natur gute und schlechte Eigenschaften hat und daß die schlechten unser Dasein so unglücklich machen. Aber die menschliche Natur ist nicht unveränderlich und kann geändert werden zum Besten der Menschheit.“

„Die Moral darf nicht aufgebaut werden auf der fehlerhaften menschlichen Natur, wie sie gegenwärtig ist, sondern auf dem zukünftigen Ideal dieser. Vor allem müssen wir versuchen, die Entwickelung des menschlichen Lebens zu berichtigen, seine Disharmonien in Harmonien zu wandeln. Und da die Wissenschaft allein eines solchen Versuches fähig ist, so ist die Menschheit verpflichtet, ihr die Mittel dazu zu geben“ (378).

Eleganter kann man sich wohl kaum mit einem Aufwand von großen Worten immer im Kreise um das ödeste Nichts bewegen! Unser letztes und höchstes Ziel die Beseitigung der schrecklichen Todesfurcht und die Erlangung des Instinktes des Todes! Und auf diesem Grund soll sich die Moral aufbauen? „Die Erkenntnis des wahren Ziels der menschlichen Existenz und der Wissenschaft als des einzigen Mittels, jenes zu erreichen, kann als Ideal für die Einheit der Menschheit dienen; sie werden sich um dieses sammeln, wie sie sich ehemals sammelten um das religiöse Ideal“ (390).

Der „Instinkt des Todes“ als Ideal eines Lebens der geeinten Menschheit! Ist eine stärkere Ironie wohl auszudenken?

Jenes Ziel aber ist nur zu erreichen in einem Leben gemeinsamer Arbeit; daraus ergeben sich von selbst die sittlichen Pflichten gegen die Gemeinschaft und die Mitmenschen. So bedarf Metchnikoff eigentlich kaum noch der gewaltigen Stützen für die Begründung der Moral, die er in Büchner und Haeckel — ces deux vulgarisateurs scientifiques du XIX[e] siècle — findet.

Wenn nun aber Haeckel sagt[1]): „Unsere moderne Erkenntnis der Natur beweist, daß das Pflichtgefühl des Menschen nicht auf einen kategorischen Imperativ beruht, sondern auf der tatsächlichen Grundlage der sozialen Instinkte, welche wir bei allen höheren, gesellig lebenden Tieren finden. Jene erkennt als höchsten Zweck der Moral die Herstellung einer gesunden Harmonie zwischen Egoismus und

1) Die „Welträtsel“ befinden sich nicht in meinem Besitz, und so bin ich genötigt hier aus dem Französischen ins Deutsche zurück zu übersetzen.

Altruismus, zwischen Eigenliebe und Nächstenliebe. Wenn der Mensch darnach verlangt, in einer wohlgeregelten Gesellschaft zu leben und glücklich zu sein, darf er nicht das eigene Glück allein zu erreichen suchen, sondern ebenso das der Gemeinschaft, der er angehört, und der Mitmenschen, welche jene bilden," — oder wenn Büchner sich dahin ausspricht, daß die Moral von dem Gemeinschaftstrieb herrührt, so erinnert mich beides außerordentlich an Onkel Bräsigs tiefsinniges Wort: die Armut kommt her von der Powerteh!

Gewiß, die sozialen Instinkte der Tiere entsprechen dem sittlichen Empfinden und Handeln des Menschen. Nur daß hier, auf höherer Stufe, mit Freiheit geschieht oder geschehen soll, was dort aus dem natürlichen Trieb heraus mit Notwendigkeit erfolgt. Doch bedürfen nicht auch die sozialen Instinkte einer Erklärung aus dem ewigen Lebensgrunde, in dem die Einheit alles Seins beschlossen liegt, und aus dem, wie alle Erkenntnis, so auch das sittliche und das religiöse Gefühl der Individuen in gleicher Weise hervorgegangen ist?

Ohne einen solchen tieferen Grund, der in allem Lebenden sich auswirkt, ob nun im wahllosen Triebe, ob als Imperativ oder als Norm der Freiheit, kommt keine sittliche Theorie über ein reines Nützlichkeitsprinzip hinaus, das zwischen Furcht und Hoffnung sich bewegt. Haeckels „Mensch, der darnach verlangt in der Gesellschaft glücklich zu s e i n," findet in sich nicht den geringsten Grund, sich für die Gemeinschaft oder den Mitmenschen a u f z u o p f e r n. Daß er in jener nicht glücklich sein k a n n, wenn er ihr diese Selbstaufopferung verweigert, ja, darin spricht sich die Macht einer höheren Ordnung aus, die uns die Liebe zur Gemeinschaft in den Busen legte.

An der völligen Selbstaufopferung scheitert jede Nützlichkeitsmoral. Jene gewinnt ihre Kraft aus einem Quell, der nicht dem leiblichen Dasein und seinen Zielen angehört. In einem solchen Augenblick, der heraustritt aus den Schranken von Raum und Zeit, um sich einzutragen in das zeitlose Buch der Ewigkeit, erhebt sich der Geist frei über die organische Form und ihre selbstsüchtigen Forderungen. Wie sollen wir nun aber annehmen, daß diese Tat höchster Freiheit und Unabhängigkeit des Geistes, in der er sein Selbst in der stärksten Weise betätigt, mit der Vernichtung der organischen Form, auch seine vollständige Selbstvernichtung bedeute?

Ein ähnliches aber vollzieht sich in jeder Liebestat, in der wir etwas von den Begehrungen unseres sinnlichen Seins hingeben, um in dem beseligenden Gefühl der Freiheit unserer unvergänglichen Einheit mit dem Lebensgrunde inne zu werden. Das ist ein im tiefsten religiöses Gefühl.

„Wenn wir nicht sterben müßten," sagt Guyau, und Metchnikoff macht sich diesen Ausspruch zu eigen, „würde es ohne Zweifel noch abergläubische Vorstellungen unter den Menschen geben, aber keine Religion." Eine eigentümliche Auffassung von dem Wesen und der Bedeutung der Religion! Wenn hier in den religiösen Vorstellungen lediglich die Absicht gesucht wird, dem unerträglichen Gedanken des Todes die Illusion der Unsterblichkeit entgegenzustellen, so findet offenbar eine Verwechselung von Ursache und Wirkung statt. Wie sollte auch eine

bloße Einbildung irgend eine Wirkung in der gedachten Richtung haben? Wohl beweisen überall im Leben „Einbildungen“ eine große Kraft, aber nicht durch das, was sie lügen, sondern durch das, was sie im innersten Grunde an Wahrheit enthalten.

Für mich steht es außer allem Zweifel, daß es keine Religion geben würde, wenn der Mensch die Gewißheit seiner vollen Vernichtung durch den Tod hätte und in sich nicht das, wenn auch noch so dunkle Gefühl seines unvergänglichen Berufes trüge. Wenn schon das Bewußtsein eines höheren, über ihm waltenden Wesens in ihm auftauchte, so würde nur das Gefühl ohnmächtiger Abhängigkeit in ihm entstehen, das sich wohl in trotzige Auflehnung, niemals aber in ein wirkliches, Freiheit und Gebundenheit in sich schließendes, religiöses Empfinden umsetzen könnte.

Es ist nicht die Todesfurcht, die uns den Unsterblichkeitsgedanken eingibt, es ist das Ewige in uns selbst, das sich gegen jene Auffassung des Todes aufbäumt. Das „Ewige“, dem wohl die sinnliche Form als Mittel seiner Äußerung, seiner Selbstmitteilung und Entwickelung dient, das aber doch nicht eins ist mit ihr. Gerade dieses tiefe Gefühl unserer Unvergänglichkeit trotz des Zerfalls der Form, dem in sittlicher Beziehung das Bewußtsein der Freiheit entspricht, obwohl wir in den Kreis der natürlichen Kausalität hineingeboren sind, dieses Gefühl unserer Unvergänglichkeit ist es, was, immer klarer hervortretend, in den religiösen Empfindungen und Vorstellungen sich niederschlägt; oder wir sagen wohl besser, daß beide einem Quell entspringen und sich gegenseitig zu lebendiger Sittlichkeit befruchten.

„Nichts ist schlecht,“ sagt Marc Aurel, „was der Natur gemäß geschieht.“ Der Tod kennt keine Ausnahme in der Natur.[1]) Wie sollte etwas so Natürliches im Menschen aber eine Furcht erwecken, die alle anderen Disharmonien des Lebens in Schatten stellt und ihrerseits nun die religiösen Vorstellungen mit ihren Unsterblichkeitsillusionen erzeugt?

Aber ist das Schreckgespenst des Todes wirklich gar so furchtbar, daß es die Menschheit Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen läßt? Lebt jene im allgemeinen nicht vielmehr so, als ob der Gedanke an den Tod sie gar nicht bedrückte? Ich habe als Arzt so manchen Menschen sterben sehen, aber ich bin dabei — es mag ein Zufall sein — niemals einer quälenden Todesfurcht begegnet. Von großer Höhe Abgestürzte erzählen, und ich kann das aus eigener Erfahrung be-

---

1) Die nach dem Vorgange von Weißmann auch von Metchnikoff angenommene „Unsterblichkeit“ der einzelligen Lebewesen, die sich immer wieder durch Teilung fortpflanzen und verjüngen, erscheint einmal durch die immerhin noch in den Kinderschuhen steckende Kenntnis von dem Leben der Zelle nicht genügend gesichert; andererseits ist die Fortpflanzung der Art durch Teilung ein Vorgang, der mit dem Begriff der individuellen Unsterblichkeit nicht zusammengeworfen werden darf. Und drittens ist es auch eine ganz willkürliche Annahme, daß das Absterben derjenigen Einzelligen, denen es nach wiederholten Generationsfolgen nicht gelingt, eine Verschmelzung mit anderen Zellen einzugehen, nicht einen natürlichen Tod darstellt.

stätigen, daß sie im Fallen ganz andere Gedanken und Empfindungen als Todesangst gehabt haben.

Ich habe den Eindruck, als ob Metchnikoff die Todesfurcht, die ja gewiß niemand leugnen wird, unter dem Einfluß der ihn bei seiner Arbeit beherrschenden Idee gar zu sehr als die maßgebende Empfindung in den Vordergrund rückt. Anderenfalls wäre sein Buch ungeschrieben geblieben.

Unser Leben verläuft unter zahllosen Störungen und Widerwärtigkeiten: ein frühes und unphysiologisches, mit einer Abnahme der körperlichen und geistigen Kräfte einhergehendes und mit tausend Beschwerden verknüpftes Alter ist die Folge. So vermag das Leben seinen natürlichen Kreislauf nicht zu vollenden: vorzeitig tritt der Tod ein. Dieser ist etwas Unnatürliches: daher die Todesfurcht.

Die Religion, folgert Metchnikoff weiter, sucht die Todesfurcht zu überwinden, nicht, indem sie durch Verbesserung der Lebensbedingungen dem menschlichen Leben seinen naturgemäßen Abschluß gibt, sondern indem sie dem Gedanken an den Tod die Idee der Unsterblichkeit entgegenstellt und das Schwergewicht des Daseins aus dem Diesseits in ein Jenseits verlegt. Das führte, zunächst schon im Buddhismus, dann aber auch im Christentum zu einer vollständigen Nichtachtung des Körpers und alles dessen, was mit ihm, mit seinen Freuden, seiner Pflege und Entwickelung zusammenhängt.

Diese Richtung liegt aber, worauf ich schon in d. Ztschr. an anderer Stelle hinwies (vgl. 1904. H. 7), durchaus nicht im Wesen des Christentums und in der lebensbejahenden Lehre Jesu begründet, sondern beruhte auf Zeitverhältnissen, deren Schwere die menschliche Schwäche nicht gewachsen war. Metchnikoff hebt auch selbst hervor, daß gerade die Reformation in dieser Beziehung einen durchgreifenden Wandel der Auffassung bewirkt habe.

„Die Wissenschaft kann," im Gegensatz zur Religion, „die Unsterblichkeit der bewußten Seele nicht anerkennen, da das Bewußtsein eine Funktion von Elementen unseres Körpers ist, die nicht ewig leben können . . . . Unser Tod ist in der Tat eine wirkliche Vernichtnng, und er erscheint uns nur unerträglich auf Grund der Bedingungen, unter denen er uns überrascht. Er kommt in einem Augenblicke, wo der Mensch seine physiologische Entwickelung noch nicht beendet hat und noch den vollen Lebenstrieb besitzt" (376).

Hier könnte man wohl mit Recht einwenden, daß die Wissenschaft keine Behauptung aufstellen sollte, die über ihre Zuständigkeit hinausgeht. Es verlangt niemand von der Wissenschaft einen Beweis der Unsterblichkeit, aber sie sollte sich auch hüten, was sie doch ebensowenig zu beweisen vermag, den Tod für eine vollständige Vernichtung zu erklären. Damit greift sie in ein Gebiet hinüber, wo allein, sie ergänzend, der Glaube zuständig ist. Doch diesen hält Metchnikoff nur in einer Form für berechtigt: „Wenn es wahr ist, was man oft behauptet, daß es unmöglich ist, ohne Glauben zu leben, so wird das nur der Glaube an die Macht der Wissenschaft sein können" (397).

Diese Macht gelte es der Todesfurcht entgegenzustellen. — Die Wissenschaft schlägt in der Überwindung dieser einen anderen Weg ein, als die Religion; das liegt

im Wesen beider und braucht sie nicht in einen Gegensatz zu einander zu stellen. Die Aufgabe jener ist es ja, die Lebensbedingungen günstiger und dadurch das Leben harmonischer zu gestalten. So wird sie in der Tat dazu beitragen, das Greisenalter weiter hinauszurücken und eines guten Teils der Beschwerden zu entkleiden, die es heute noch niederdrücken.

Metchnikoff schildert in einer Reihe von Kapiteln die Disharmonien und Mängel der menschlichen Natur. Hier trägt er mitunter die Farben zu stark auf, so bei der Aufzählung der Übel, die der — überflüssige — Weisheitszahn uns bringen kann. Nicht selten schiebt er der Natur die Schuld zu für Störungen, die lediglich einer nicht naturgemäßen Lebensweise zugeschrieben werden müssen. Und dann übersieht er, wie es scheint, daß die Entwickelung, die im allgemeinen eine fließende ist, unnütz gewordene Organe nicht oder doch nicht immer mit einem Male auszuschalten vermag, sondern allmählich verkümmern läßt. Dahin mag der berüchtigte Wurmfortsatz, ja selbst der ganze Blinddarm gehören, wenn ich auch ohne Not keinen von beiden auf dem Altar der Wissenschaft opfern möchte.

Entschieden zu weit aber geht Metchnikoff, wenn er bei der großen Zahl der Magenleiden, und nachdem tatsächlich einige Personen die chirurgische Entfernung des Magens glücklich überstanden haben, ohne in ihrer Ernährung besonders zu leiden (?), auch den Besitz dieses Organes zu den Disharmonien des Lebens rechnet. Immerhin erachtet er es nicht in dem Maße für unnütz, wie den Dickdarm, dessen Entfernung der Chirurgie ebenfalls schon wiederholt ohne Nachteil (?) gelungen ist.

Wir haben dieses ausgedehnte Magazin verdauter und unverdaulicher Speisereste von unseren tierischen Vorfahren ererbt, für die es in der Tat einen unbestreitbaren Vorteil im Kampfe ums Dasein darbot: so allein waren sie imstande, große Strecken zu laufen, sei es ihre Beute zu erjagen, sei es ihren Feinden zu entgehen. Für den Menschen trifft das nicht mehr zu (??); er hat keinen Vorteil vom Dickdarm und muß doch die schweren Nachteile und Gefahren, die in der Möglichkeit der Aufsaugung faulender Stoffe liegen, auf sich nehmen. Überdies sind Magen und Dickdarm der bevorzugte Sitz bösartiger Neubildungen.

Das Studium der Krankheiten, die Erforschung ihrer Entstehungsbedingungen, sowie der Möglichkeiten ihrer Verhütung und Heilung ist ein unerschöpfliches Arbeitsfeld der Wissenschaft, auf dem sie Großes geleistet hat und noch Größeres zu leisten verspricht. Ich möchte auf diesem ganzen Gebiet das Hauptgewicht auf die Bestrebungen und Erfolge einer wahren Hygiene legen, die unsere Lebensweise in gesunden und kranken Tagen mehr und mehr in Übereinstimmung mit den Forderungen unserer Natur bringt. Metchnikoff hingegen sonnt sich in den gegenwärtigen und künftigen Erfolgen der Serumtherapie, die ja sein eigenstes Arbeitsgebiet ist.

Er weist dabei besonders auf den umwälzenden Einfluß seines Lehrers Pasteur hin, dessen Impfungen gegen Hundswut die Ära der Serumtherapie eingeleitet haben. Nun, die Meinungen über den Wert der Pasteur'schen Impfungen sind auch heute noch geteilt: erst in jüngster Zeit wurden aus Rußland wieder drei Todesfälle im Anschluß an die Impfung berichtet; dabei erscheint es in dem einen

Falle besonders tragisch, daß eine gleichzeitig gebissene und nicht geimpfte Person gesund geblieben, der Hund wahrscheinlich überhaupt nicht toll gewesen ist.

Die Akten über den prinzipiellen Wert der Serumtherapie sind noch keineswegs geschlossen. Das endgültige Urteil darüber muß der Zukunft anheimgestellt werden. Mir scheint aber diese ganze Richtung, die den Faktor „Bazillus" einseitig überschätzt und den Anteil des Menschen selbst an der Entstehung der Epidemien fast ganz außer Acht läßt, eine große sittliche Gefahr in sich zu bergen. Warum sollen wir, meint Metchnikoff, uns durch Krankheitsfurcht stören lassen, im Lebensgenuß, warum süße Gewohnheiten und „Laster" aufgeben, wenn es doch möglich ist, etwaige schädliche Folgen auf so bequeme Weise, durch eine kleine Einspritzung wieder auszugleichen?

Daß nur die letzten Übel nicht schlimmer sind als die ersten! Die Natur besteht auf ihrem Schein, und die Gesundheit ist zuletzt nicht das Ergebnis äußerer Mittel und Mittelchen, sondern unserer fortgesetzten sittlichen Selbstzucht im Verein mit einer Hygiene, deren große, freie und freimachende Grundsätze Lebensbetätigung und Lebensfreude mit dem Sittengesetz in ein harmonisches Ganzes verschmelzen.

Dann wird auch unser Alter ein harmonisches, für das Individuum wie für die Gemeinschaft in gleicher Weise ersprießliches sein, der Tod wird nicht vorzeitig, sondern erst dann eintreten, wenn unsere natürliche Entwickelung abgeschlossen ist.

Wenn mir das Greisenalter zur Zeit auch nicht in dem Grade traurig, hinfällig, häßlich und geistig wie sittlich minderwertig erscheint, wie es Metchnikoff zeichnet, so ist doch sicherlich in vieler Beziehung eine Besserung anzustreben. Es ist richtig: „während das Kind und der Jüngling sich immer älter schätzen, als sie wirklich sind, und den offenbaren Wunsch haben, Männer zu werden, zeigt der reife Mann kein Verlangen nach dem Greisenalter" (319). Wird er das aber tun, wenn es gelingen sollte, das Greisenalter physiologisch zu gestalten? ich möchte das bezweifeln. Der Übergang vom Mannesalter zum Greisenalter wird in gewissem Sinne wohl immer den Charakter einer Art Resignation bieten.

Anatomisch kennzeichnet sich das Alter durch den Schwund der funktionell wichtigen Gewebszellen zugunsten des Bindegewebes. Das prägt sich in Verhärtungen und Schrumpfungen der verschiedensten Organe, ganz besonders aber in der Arteriosklerose — einer bindegewebigen und kalkigen Entartung der Gefäßwände — aus. Es handelt sich hier nach Metchnikoff um einen Kampf zwischen den wesentlichen Elementen der verschiedenen Organe und den sogenannten Freßzellen (weiße Blutkörperchen und Bindegewebszellen), von denen jene oft in ihrer Lebenskraft geschwächt sind, während diese im Gegenteil eine gesteigerte Tätigkeit entwickeln. Wir müssen also jene zu stärken, diese zu schwächen suchen. Nach beiden Richtungen berechtige jetzt schon die Serumforschung zu den schönsten Hoffnungen. Und wenn auch ihre Resultate nach dem Eingeständnis Metchnikoffs, noch nicht reif sind für eine Übertragung in die Praxis, so dürfen wir uns doch der Erwartung hingeben, daß in einer nicht zu fernen Zukunft das Greisenalter durch geeignete Serumpräparate nicht nur weiter hinausgeschoben, sondern auch körperlich und geistig leistungsfähig erhalten werden wird. Man sieht, das Problem der beständigen

Jugend ist seiner Lösung nahe. Und ich sehe in diesem Zeichen keinen Grund, warum man den Tod nicht überhaupt aus der Welt schaffen sollte. Unglücksfälle infolge der Serumeinspritzungen wird man bis dahin wohl zu vermeiden gelernt haben.

Wir selbst leben leider nicht in dieser glücklichen Zukunft. Doch die Wissenschaft läßt auch uns nicht im Stich. Nehmen wir die Arteriosklerose als die hervorstechendste Alterserscheinung und den hauptsächlichen Grund aller sonstigen Ernährungsstörungen, so finden wir, daß fast die Hälfte der Fälle auf Syphilis und chronischen Alkoholismus zurückzuführen ist. Gegen diese beiden Geißeln, die sich die Menschheit selbst gewunden hat, kann gar viel getan werden. Aber hier gerade fällt der Wissenschaft in der Hauptsache — von der Heilung des einzelnen Falles abgesehen! — nur eine belehrende Rolle zu. Wirklich zu helfen, dauernd zu helfen vermag allein die sittliche Erziehung zur Selbstzucht.

Metchnikoff wendet sein Augenmerk mehr der anderen Hälfte der Arteriosklerosen zu und ist so glücklich, ihren Hauptgrund in der chronischen Selbstvergiftung von dem mit faulenden Massen erfüllten Dickdarm aus zu entdecken. Auf diesen Zusammenhang haben auch andere Forscher schon hingewiesen und ist an der Gefahr der Selbstvergiftung vom Darme aus nicht zu zweifeln. Aber wo liegt die Schuld?

Der böse Dickdarm! Metchnikoff scheint es zu bedauern, daß der Stand der Chirurgie gegenwärtig eine allgemeine Entfernung dieses Organs nicht ratsam erscheinen läßt. „Aber vielleicht wird man sich in einer fernen Zukunft auf diesem Wege betätigen." — Beruhigend wirkt das Zugeständnis, daß beim gesunden Menschen die Fäulniserscheinungen im Darm nur gering sind oder ganz fehlen. Daß ferner die Milchnahrung — im Gegensatz zur Fleischkost — der Fäulnis nur selten unterliegt und außerordentlich günstig wirkt bei Erkrankungen, die durch solche Fäulnisprozesse im Darm hervorgerufen sind: die Mikroben der Milchsäuregährung vernichten die Fäulnisbakterien.

So kommt Metchnikoff zu dem Schluß — und das muß wohl als das Hauptergebnis seiner ganzen Arbeit bezeichnet werden! — daß es zur Verhütung dieser Selbstvergiftungen, welche die Gewebselemente schwächen und die Freßzellen anregen, angezeigt ist, unter unsere Nahrungsmittel den Kefir oder, noch besser, die saure Milch aufzunehmen.

„Parturiunt montes, nascetur ridiculus — mus!"

Es kreißen die Berge, geboren wird eine lächerlich kleine Maus.

„Saure Milch" ist die Gabe, die uns die neueste Wissenschaft darbietet. Die blasse Todesfurcht muß weichen, denn auch wir gehen nun einem fröhlichen Alter entgegen. Aber bestätigt die Wissenschaft hier nicht lediglich eine alte Erfahrung? eine freilich viel zu wenig gewürdigte Erfahrung, die sich jetzt, mit dem Stempel der Wissenschaft versehen, vielleicht in die volle Wirklichkeit umsetzen wird?

Doch wenn es der Wissenschaft auch gelingen sollte, so oder so dem menschlichen Leben „im Prinzip" einen naturgemäßen Verlauf zu sichern, so wird sie doch niemals imstande sein, auch im einzelnen Falle all die Zufälle und ungünstigen Be-

dingungen auszuschalten, die dem Leben vorzeitig ein Ziel setzen. Das kann uns aber alle betreffen. Was ist so in Ansehung der Todesfurcht gewonnen? Mögen immerhin die 100—150jährigen Greise der Zukunft ihren Lebenstrieb gegen den „natürlichen Instinkt des Todes“ eintauschen, immer wird doch für die jüngeren Glieder der Menschheit das Wort gelten: „Rasch tritt der Tod den Menschen an,“ und wird sie — im Sinne Metchnikoffs ängstigen und quälen, wenn . . . ja, wenn sie nicht in ihrer Brust, in ihrem sittlichen und religiösen Gefühl einen besseren Schutz gegen die Todesfurcht besitzen, als ihn die Wissenschaft zu geben vermag. —

Metchnikoff ist ein Forscher, der durchaus ernst genommen sein will, der von einem heiligen Eifer für die Wissenschaft — oder sagen wir besser: vom Fanatismus der Wissenschaft? — durchglüht und von einem geradezu blinden Glauben an ihre Allmacht beseelt ist. Dieser kann auch in der Wissenschaft nur auf Abwege führen.

Das Buch Metchnikoffs enthält gar manches Schöne und Wertvolle. So war es mir eine Freude, ihm zu folgen in seiner Beschreibung des Naturlebens mit seinem wunderbaren Ineinandergreifen und der innigsten Ergänzung dieser und jener Wesen. Aber auf seinem darwinistisch-mechanistischen Standpunkt kommt dem Verfasser doch niemals der Gedanke, daß in dieser reichen, mechanisch in keiner Weise zu erklärenden Harmonie der Natur eine Offenbarung des einen göttlichen Geistes liegen könnte.

Den deutschen Leser wird die bemerkenswerte Bekanntschaft Metchnikoffs mit der deutschen Philosophie, Wissenschaft und Dichtung angenehm berühren. Eins fiel mir auf: Metchnikoff nennt als Urheber der modernen Weltbildungs-Hypothese nur Laplace. Sollte er Kants doch mindestens gleiches Verdienst um diese Frage nicht gekannt haben? oder hat sich Kant in seinen Augen um jedes Verdienst gebracht, da er doch aus dem Anblick des gestirnten Himmels und aus dem sittlichen Gesetz in unserer Brust auf das Dasein Gottes schloß? Wohingegen freilich Laplace auf eine Frage Napoleons stolz erklärte, daß er für seine Hypothese keinen Gott nötig habe.

Woher die Feindschaft Metchnikoffs gegen Glauben und Religion? Fürchtet er von dieser eine Gefahr für die Freiheit der Wissenschaft? Das hieße das Wesen von Religion und Wissenschaft und ihre gegenseitige Stellung in gleicher Weise mißverstehen.

Glauben und Wissen entspringen einem und demselben Grundgefühl unserer Seele, dem unabweisbaren Verlangen nach restloser Einheit, die doch im Endlichen, d. h. im Gebiet des Wissens, nicht zu finden ist. So muß dieses sich immer wieder durch den Glauben ergänzen, der uns die ersehnte Einheit im Unendlichen erfüllt zeigt. Nirgends kann unser Wissen und Erkennen des Glaubens entraten; nicht nur nach seinen Zielen, sondern auch nach seinen Quellen hin stoßen wir bald auf ein Etwas, das wir ohne jeden Beweis in Glauben und Vertrauen hinnehmen, und dessen wir doch so gewiß sind, wie unseres Daseins selbst.

So können Glauben und Wissen, Religion und Wissenschaft wohl in einzelnen Fragen und vorübergehend einander widersprechen, nie aber ihrem Wesen

nach in einen dauernden und unüberbrückbaren Gegensatz geraten. Sie ergänzen sich gegenseitig zu lebendiger Wirkung, während in ihrer Trennung beide, in der Überschreitung ihrer Zuständigkeit, notwendig Schaden an ihrer Wahrheit leiden.

Seit Jesus uns die Religion gegeben, die in ihrer reinen ewigen Wahrheit sich frei erhebt über die zeitlichen Gestaltungen der Wissenschaft, hat auch diese erst, wie uns Dennert in seinem jüngsten Büchlein „Christus und die Naturwissenschaft" (Stuttgart, M. Kielmann 1905), so schön gezeigt hat, ihre volle Freiheit gewonnen. Jede Freiheit aber birgt die Gefahr des Mißbrauchs in sich und führt dann zu Irrtum, Widerstand und Zwang. Nur in der Betätigung innersten Wesensgesetzes kann die Freiheit sich voll bewähren. Der Wissenschaft innerstes Gesetz aber ist die Alleinheit, der wir doch immer wieder nur im gläubigen Gefühl inne werden.

So führt die Bahn der Freiheit die wissenschaftliche Forschung nicht abseits vom Glauben, sondern läßt gerade sie in diesem immer wieder die beseligende Bestätigung ihrer Wahrheit erfahren. Das Gefühl innerster Harmonie, vollen Einklanges unseres Wesen wird dem Drange nach Erkenntnis, der sich vom Grunde der Seele löst, um nach dieser oder jener Richtung neue Schätze der Einheit aufzudecken, nur zu Teil, wenn es ihm gelingt, was er gefunden, hinüberzuleiten in das Bett des Glaubens.

Wo der Forscher von diesem sich lossagt und in der Verfolgung seiner Sonderrichtung immer weiter von ihm sich entfernt, geht ihm mit dem Glauben zuletzt auch jedes Gefühl, jeder Blick für das Ganze, für die Einheit verloren. Am Ganzen allein aber finden allezeit die Fehler im Einzelnen ihre Berichtigung. So können Irrtümer auf der einen Seite, maßlose Übertreibungen auf der anderen nicht ausbleiben, und der unbefriedigte Drang überstürzt sich in unfruchtbaren Phantastereien. Das ist auch das Los Metchnikoffs. Sein Beispiel aber ist besonders schlagend. Darum erschien es mir geboten, etwas ausführlicher auf den Inhalt seines Buches einzugehen, um daraus, ganz im Gegensatz zu der Absicht des Verfassers, das eine darzutun: die untrennbare Einheit von Glauben und Wissen.

J. Froehlich.



Sören Kierkegaard.

Zum Gedächtnis an seinen Tod vor 50 Jahren.

„Ein Genie kommt zur Welt, um gewisse Fragen des Lebens zu revidieren.
(Kierkegaard.)

Vor fünfzig Jahren starb am 11. November in einem Hospital zu Kopenhagen ein Mann, der äußerlich beim Volke als Sonderling galt, aber durch seinen Geist vielen ein Führer zu tieferem Christentum ward. Ein Sonderling und Straßenoriginal.

Auf abgelegenen Pfaden begegnete man in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts am Kopenhagener Stadtgraben regelmäßig einem hageren, dürren Manne, der mit vorgebeugtem Haupte und dem Regenschirm unter dem Arme weltvergessen seinen Gedanken nachhing.

Derselbe Mann schien nachmittags zwischen zwei und vier Uhr auf der Ostergade den Schwarm der halbfeinen Welt Kopenhagens zu bevorzugen, unabläßig nach rechts und links grüßend, auch wohl gelegentlich ein Gespräch anknüpfend. Daß die Straßenjungen hinter ihm her „Entweder –Oder“ riefen, belustigte ihn allmählig.

Zuweilen ließ er sich allein im Wiener Wagen durch die Wälder und Felder Nordseelands fahren, sechs bis siebenmal im Sommer, mehreremal im Winter, jedesmal auf einige Tage, immer mit sich und seinen Gedanken einsam und allein. Die Natur war es nicht, die ihn anzog, sondern die Selbstvergessenheit, die er in vollen Zügen genoß.

Zu Hause behütete er seine Einsamkeit ängstlich und ließ sich hartnäckig verleugnen. Eine ganze Front bewohnte er. Einst bat die schwedische Schriftstellerin Friederike Bremer ihn, sie zu besuchen. Sie wollte ihm für „das himmlische Manna“ seiner Schriften danken. Er antwortete, er wage noch mehr als sie in Dummdreistigkeit, da er aufrichtig danke. Sie schrieb dann: er stehe wie ein Säulenheiliger auf seiner einsamen Säule und blicke unverwandt und durch ein Mikroskop auf einen einzigen Punkt — das menschliche Herz. Er lebe unzugänglich und im Grunde von niemand gekannt; zu gewissen Stunden gehe er am Tage in den belebtesten Straßen mitten im Menschengewimmel auf und ab, nachts strahle seine einsame Wohnung von Licht. Man sage Gutes und Böses und Wunderliches von ihm.

König Christian VIII. suchte diesen Mann zu sich zu ziehen. „Ich habe die Ehre, Majestät,“ sagte er, „einer höheren Macht zu dienen, worauf ich mein Leben eingesetzt habe.“ Auf des Königs Wunsch, ihn zu besuchen, antwortete er: „Majestät, ich besuche niemand.“ „Ja, ich weiß aber doch,“ fuhr der König fort, „daß Sie nichts dagegen haben, daß ich Sie rufen lasse.“ — „Ich bin Untertan, Euer Majestät haben zu befehlen; aber gleiches um gleiches, ich bedinge mir eins.“ „Nun, und das wäre?“ „Daß ich Erlaubnis bekomme, mit Ihnen allein zu sprechen.“

In bezug auf die bevorstehende Bewegung von 1848 sagte er zum Könige: „Die Menge ist wie ein Weib, mit dem man nie direkt streitet, sondern dem man hilft, sich festzulaufen. — Nur feststehen!“ „Ein König hat Ähnlichkeit mit einer Frau, die ihre Talente zurückhalten und nur Hausfrau sein muß.“

Die ganze Front der von ihm bewohnten Etage war stets hell erleuchtet, als wäre sie illuminiert. Alle Zimmer waren nicht nur erhellt, sondern schön möbliert und geheizt. Und durch diese Flucht ging der sonderbare Mann mit leisestem Schritt, nur denkend und schreibend, und diese fast unheimliche Stille ward nur durch das Kritzeln der Feder auf dem Papier gestört. In jedem Zimmer befand sich Papier, Feder und Tinte, sodaß der Denker auf seinen ununterbrochenen Wanderungen sofort seine Einfälle aufschreiben konnte.

So lebte dieser sonderbare Mann und unterhielt sich meistens nur mit seiner Feder. Er hinterließ als Ertrag seiner letzten zwölf Lebensjahre gegen dreißig auf eigene Kosten gedruckte Bücher und ebensoviele dickleibige geschriebene Tagebuchbände.

Die Kinder der Hauptstadt aber wurden, wenn sie ihre Beinkleider oder Leibwäsche nicht gehörig in Ordnung hatten, mit dem Rufe: „Sören Kierkegaard!" getadelt und geschreckt. Denn in solcher Karrikatur hatte das damalige Witzblatt „Der Korsar" diesen Sonderling verspottet.

Und doch verdient Sören Kierkegaard, dieses Straßenoriginal, sehr ernst genommen zu werden als der größte Geist seiner Zeit. Von ihm aus ging der Wellenschlag dauernder Bewegung durchs Volksleben. Auf ihn hauptsächlich ist wohl die gewaltige Grundrichtung der Inneren Mission in Dänemark zurückzuführen.

Die Grundstimmung seines Wesens: „schwermütige Pietät" läßt sich auf die Erziehung und das ererbte Wesen seines Vaters zurückführen. Zum Dichter ward er seit der Verlobung mit Regine Olsen, der er sein gegebenes Wort wieder abforderte. Aber er wollte mehr sein als bloßer Dichter. Den Christenstand lernte er als Martyrium betrachten, seitdem er sich durch das Witzblatt „Der Korsar" zu Tode verlacht fühlte. Da begann er das oberflächliche Christentum der Zeit anzugreifen. Das letzte aber, den gewaltigen Angriff auf das offizielle Christentum, eröffnete er im Geisteskampfe mit Bischof Martensen. Seitdem wirkte er wie ein „Engel der Anklage". Er drang auf persönliches Christentum.

Im Blick auf seine Jugend klagte Kierkegaard: „Ich bin nie ein Kind gewesen!" Das lag am Vater.

Kierkegaard wurde am 5. Mai 1813 in Kopenhagen geboren. Sein Vater war Kind jütländischer Bauern. Als Hirtenjunge hatte er auf einsamer Heide Westjütlands ihnen die Schafe gehütet. Wenn die Sonne lachte, umfing die stumme Melancholie der weiten Heide den Knaben. Kein Schatten erquickte ihn, kein Baum oder Strauch hielt schirmende Zweige über ihn, keine vernünftige Seele redete zu ihm. Nur der blaue Himmel über ihm, nur die endlose kahle Fläche rings um ihn. So fing der Knabe frühzeitig an zu grübeln und sann sich in allerlei Hellsehereien ein. Aber da die meiste Zeit Sturm und Ungewitter über ihn hinbrausten und der Knabe sich zitternd in seine aus aufgeschichteten Haidesoden errichtete Schutzhütte begeben mußte, so nahm in seinem Gemüte Trauer, Erbitterung und das Gefühl der Entbehrung überhand. Eines Tages war der Knabe von Hunger und Kälte gepeinigt, vom Gefühle des Verlassenseins und ungerechter Zurücksetzung überwältigt auf ein Hünengrab gestiegen und hatte sich rings umgeschaut. Kein Wesen war zu erblicken gewesen, das mit ihm fühlte. In zur Verzweiflung gesteigerter Erbitterung hatte der Hirtenknabe seinen Gott verflucht. Kein Mensch hatte es gehört, kein Echo die schrecklichen Worte wiedergegeben, aber in seiner Seele und seinem Gewissen hallte dieser Fluch lebenslang wie Gerichtsdonner nach. Tiefe Schwermut, eine tägliche Selbstanklage, daß er die Sünde gegen den heiligen Geist begangen habe, lastete auf seinem Gemüte. In selbstquälerischer Frömmigkeit und mit einer Reue, die nie zum Frieden kam, ging er einher.

Aus dem armen Schafhirten ward später ein wohlhabender Wollwaren- und

Gewürzhändler, der durch peinliche Redlichkeit, klugen Handel und strenge Sparsamkeit es soweit gebracht hatte. Der Mann in seinem gelben Kamisol, samtenen Kniehosen und blanken Schnallenschuhen legte Taler zu Taler; das war sein einziges Behagen. Der kleine Zopf im Nacken gab ihm das Aussehen eines echten Spießbürgers. In ärmlicher Zimmerausstattung auf einem Holzstuhle saß er an dem weiß angestrichenen Tische und las in Feierstunden in seiner Bibel und seiner Postille. Sonntags hörte er Bischof Mynsters Predigten. Strenge hielt er an der alten Frömmigkeit, erzog seine Töchter zu hausbackener Lebensweise und war im Hause ein unerbittlicher Alleinherrscher.

Bei solchem Vater wuchs Sören Kierkegaard auf. Die Mutter, früher des Vaters Dienstmädchen, scheint keinen Einfluß auf ihn gehabt zu haben, denn er erwähnt sie nirgends mit einer Silbe. Er selbst war ein Spätling, schmächtig und schwächlich, durch einen Sturz aus einem Baum lebenslang ein Leidender, durch die Erziehung ein altkluger Wechselbalg. Aber in ihm lebte ein gewaltiger Geist. Lebensfreude kannte er nicht. Im trübsten Lichte zeigte ihm der Vater die Welt. Des Jesuskindleins liebliche Gestalt ward ihm nicht gewiesen, nie der milde, hilfsbereite Heiland vertraut gemacht, stets nur der angespieene und gekreuzigte. Stets nur auf das Schlimme und Schreckliche ward seine Seele gerichtet. Das Christentum lernte er nur kennen als Kampf gegen Welt und Fleisch, nie als Siegeskraft, sodaß es ihm als Grausamkeit erschien. Des Vaters Sorge um die Sünde war auf ihn übergegangen. Regte sich in dem Knaben Verlangen nach Zerstreuungen, so führte ihn der Vater an der Hand das Zimmer auf und ab und machte mit ihm eine Fußtour, mit so lebendiger Einbildungskraft, daß sie die Vorübergehenden grüßten, die Wagen rollen hörten und ihnen vor dem Tische der Obstfrau das Wasser im Munde zusammenlief. Dann fühlte der junge Kierkegaard sich ermüdeter, als wenn er wirklich die Fußreise gemacht hätte. Dann kamen auch wohl Augenblicke, da der Vater tieftraurig vor diesem Sohne stehen blieb und sprach: „Armes Kind, du gehst in einer stillen Verzweiflung umher!“ Ihm erschien, nach seinen eigenen Worten, wie ein Kind sich den Hausarzt denkt, Gott als ein lieber Mann, vor dem es sich dennoch fürchtet, daß er ihm wehe tue, wenn er ihm nahe komme.

An diesen Vater dachte Kierkegaard lebenslang mit Trauer und dennoch mit Liebe. Und diese Liebe ward wohl wie von „einem großen Erdbeben“ erschüttert, aber schwand nicht, als ihm der Vater unfreiwillig einmal eine Andeutung über ein entsetzliches Familienereignis machte. Aber wie ein Alp legte sich auf seine Seele die Vorstellung, daß der Zorn Gottes über seinem ganzen Geschlechte laste. Dieser Vater nahm ihm den furchtbarsten Eid ab, daß er als Erwachsener fest am Glauben und am Namen Christi halten wolle.

So wurden „seine Kindheitserinnerungen, seine körperliche Schwäche, seine Schwermut, die Ermahnungen des Vaters und dessen geahnte Schuld ebenso viele Nägel, die ihn an die Lehre vom Kreuze schmiedeten“.

Bei seinen Mitschülern wurde Kierkegaard wegen seiner plumpen und groben Tracht, seines stillen lautlosen Wesens der „Chorknabe“ genannt. Im Verkehre

mit ihnen wehrte er sich mit stachlichtem Witz, blutiger Ironie und Spott. Im Elternhause zu Gehorsam und Respekt dressiert, lernte er leicht seinem Rektor blindlings gehorchen, zum Unrecht schweigen und — lateinische Aufsätze schreiben. Mit Demut mischte sich in seinem Wesen ein zufriedenes Selbstgefühl. Mit der äußersten Pietät bildete sich in ihm eine unbändige Lust, zu widersprechen, eine Sucht nach Spott und Ironie. „Verachtung ward zur Leidenschaft in seiner Seele". Er dürstete ordentlich darnach, verkannt und mißverstanden zu werden. In reiferen Jahren blickte Kierkegaard mit Verdruß und Reue auf seine Jugend zurück, sodaß nach seiner Ansicht „die Verwendung seines ganzen Lebens im Dienste Gottes kaum hinreichen werde, sein Jünglingsleben zu entsühnen". Ein verderbter Mensch ist Kierkegaard nie gewesen, wohl aber mag die unsinnige klösterliche Erziehung, die er genossen hatte, ins Gegenteil, in einzelne Ausschweifungen, umgeschlagen sein. Den Namen „der tolle Student", mag er sich in Gilleleie auf Seeland durch sein eigentümliches Gebahren zugezogen haben. Sich selbst meint er in seinem Tagebuche mit den Worten: „Es war einmal ein junger Mann, reich ausgestattet wie ein Alcibiades, der unter seinen Zeitgenossen nach einem Sokrates, der ihn erziehen könnte, suchte." Bei aller strengen Erziehung war er dazu nicht erzogen, jeden Tag sein Brot zu verdienen, sondern begnügte sich mit dem stets gedeckten Tische, den Kleidern vom Schneider, dem Obdach für das Geld seines Vaters. So dauerte es lange, und oft geriet er mit seinem Vater, dem bereits hochbetagten Greise, deswegen in Streit, bis er sein Kandidatenexamen in der Theologie machte.

Diesen letzten Wunsch des Vaters zu erfüllen, betrachtete Kierkegaard als Gottesdienst.

Ein Jahr später gewann Kierkegaard die Magisterwürde. Bedeutungsvoller jedoch war für sein ganzes Leben ein Ereignis, welches einen Monat vorher eintrat: Kierkegaard verlobte sich mit einem jungen, lebensfrohen Mädchen aus guter Familie. Das klang als sagte man: „Am 10. September 1840 stieg der Säulenheilige Simeon Stylites von seiner Säule herab, bot einer jungen Dame den Arm und forderte sie auf, droben mit Platz zu nehmen, so schmal auch die Wohngelegenheit sein."

Soviel Aufsehen diese Verlobung erregt hatte, soviel und noch mehr rief der Bruch dieses Verhältnisses hervor. Kierkegaard löste, bald nachdem er die Magisterwürde erlangt hatte, die Verlobung auf. Er tat es nach reiflicher Überlegung. Ein Leiden, dessen nähere Beschaffenheit niemand erfahren hat, von welchem er selbst immer mit dem Ausdruck: „Pfahl im Fleische" spricht, und eine daraus hervorgehende Schwermut nötigten ihn zu diesem Schritt. Er fragte seinen Arzt, ob dieses Mißverhältnis in seinem Körperbau sich würde heben lassen und erhielt eine zweifelnde Antwort. Es muß ein Fehler gewesen sein, über welchen er mit seiner Braut nicht reden konnte, der ihm aber eine Ehe als unmöglich erscheinen ließ. Dazu entdeckte er, daß seine Braut „ohne alle religiösen Voraussetzungen" sei. So zog er den „größeren Schmerz, sie zu verlieren", dem „kleineren, sie mit Unrecht zu besitzen", vor. Vergebens erklärte das junge Mädchen und dessen Vater, es werde ihr Tod sein, Kierkegaard mußte das Verhältnis lösen. Innerlich hat es ihn jedoch lebens-

lang festgehalten und guten Einfluß auf ihn geübt. Was er getan hatte, faßte Kierkegaard religiös als eine Schuld vor Gott auf, welche er auf sich nahm, um eine schwerere, wie er meinte, zu verhüten. Büßend und betend rang er sich zum Glauben hindurch und fand im Evangelium den Frieden der Versöhnung. Seine Braut aber reichte anderthalb Jahre später einem früheren Geliebten die Hand.

Aber die Spießbürger legten mit ihrem Klatsch das innigste Verhältnis seines Lebens auf den Seziertisch, zergliederten sein Privatleben, verurteilten ihn, ohne den wahren Grund seines Handelns zu erkennen, beklagten und beschnoberten seine Braut. Dies war für ihn der erste feindliche Zusammenstoß mit der Welt.

Angewidert von solcher Gefühllosigkeit reiste Kierkegaard nach Berlin und vertiefte sich in die Schellingsche Philosophie. Nun entwickelte er eine wahrhaft gigantische Schriftstellertätigkeit. Schuld und Seelenangst führten ihn in ein ernstliches Verhältnis zu Gott und Christus. Um der Erinnerung an seine Braut willen schrieb er seine Werke: „Entweder—Oder", die „Religiösen Reden". Die Braut wird zur Zeitgenossenschaft in Dänemark. Die ließ sich von ihm unterhalten, fesseln, genoß seinen Witz, verstand aber nicht sein Leid und seine Schwermut. In dem Gedanken an seine Braut schrieb er ferner „Furcht und Beben", „Stadien auf dem Wege des Lebens", darin das Tagebuch: „Schuldig—Nichtschuldig?" Bei allen Schriften hüllte er sich in Verborgenheit und nahm erdichtete Namen an. Einen vorläufigen Abschluß gewann diese Schriftstellertätigkeit gegen Ende des Jahres 1845.

Da machte das Witzblatt „Der Korsar" Kierkegaard lächerlich. Dieses Witzblatt, wie die einen, oder Schmutzblatt, wie die anderen es nannten, zog die Majestäten und den Hof nicht minder als die Privatpersonen vor die Öffentlichkeit. Namentlich durch seine Porträtzeichnungen und Karikaturen übte es große Macht aus. Gelesen ward es von den höchsten Herrschaften wie von jedem Türhüter und Eckensteher. Gesetzlich zu fassen und zu bestrafen war es nicht, da Eckensteher und Anstreicher als verantwortliche Schriftleiter genannt waren und die Strafe verbüßten. Dieses Blatt bespritzte nun auch Kierkegaard mit seiner Lauge und stellte ihn öffentlich als sinnesschwach und halb verrückt dar; es erreichte auch wirklich, daß der Janhagel ihn mit höhnischem Grinsen begrüßte, sobald er sich auf der Straße zeigte.

Kierkegaard empfand den Spott der Menge als Höllenpein. Seinen Entschluß, als Dorfprediger aufs Land zu ziehen, gab er auf und beschloß, Schriftsteller zu bleiben. Nun warf er sich mit einzigartiger Energie auf die Aufgabe, das Christentum als Märtyrertum darzustellen und die Pöbelvergötterung, das hohle, oberflächliche Christentum an den Pranger zu stellen. Er, der sich zu Tode verlacht fühlte, grübelte über das Leiden Christi und schuf eine Reihe tiefchristlicher Schriften. Anstatt aber die Menschen in ihrer kleinlichen Bosheit zu verachten, betete er darum, daß er die Liebe zu ihnen bewahren möge.

Sich selbst erschien er als einer, der „geopfert" werde. Der eine Gedanke ergriff ihn ganz: „Ich bin ein Pönitierender" (d. h. Büßender). Das gilt ihm als vollkommener Ausdruck des Schuldigseins, wie es Kierkegaard vor Gott fühlte. Die Schriften, die er uns erließ, waren durchdrungen vom ganzen Ernste des Christentums. Er meinte, wie bei jeder Sendung von Früchten einzelne oben aufliegende

für die anderen den Druck aushalten müssen, so müssen auch in jedem Geschlechte einzelne für alle übrigen geopfert werden; und von denen war er einer. Gott weiß, wen er dazu wählt. Gott aber ist die Liebe. Vom Vogel auf dem Zweige, von der Lilie auf dem Felde, dem Hirsch im Walde, dem Fisch im Meere und zahllosen frohen Menschen ertönt der Lobpreis: Gott ist die Liebe! Aber unter allen diesen Sopranen hervor klingt aus dumpfer Tiefe das Bekenntnis der Geopferten: Gott ist die Liebe.

Kierkegaards Vater hatte dem Sohne das Gelübde abgenommen: Jesum zu lieben. Der Sohn hielt es mit Treue. Er sah seine Lebensaufgabe darin, das Christentum in die Christenheit einzuführen. Dafür setzte er sein ganzes Leben ein. Die christlichen Ideale, welche im praktischen Leben verschwinden, suchte er wieder auszuprägen. Er sah sie höchstens noch zu schöngeistiger Erhebung als Schmuck in den Vorträgen verwertet. Und über diesen Mißbrauch entbrannte seine Seele. So ward er zum „Engel der Anklage".

In seinen „Erbaulichen Reden" (1847), den „Taten der Liebe" (1847), den „Christlichen Reden", der „Krankheit zum Tode" (1849), „Der Hohepriester — der Zöllner — die Sünderin" (1849), namentlich in der „Einübung ins Christentum" (1850) behandelte er immer dieselbe Frage. Unser Christentum, sagte er, ist nur Einübung ins Christentum. Schon als 22jähriger Jüngling hatte Kierkegaard in sein Tagebuch geschrieben: „Die bestehende Christenheit ist ein Zerrbild des wahren Christentums oder ein ungeheures Quantum Mißverständnis, Sinnenbetrug und dergl. mit einer spärlich kleinen Zugabe wahren Christentums versetzt". Glühte er schon damals vor Verlangen, den Menschen zur Klarheit über das Christentum zu verhelfen, so soll die Menge des Christentums, sagte er jetzt, wenigstens gehört werden, jedem möge es dann überlassen bleiben, sich zu entscheiden.

Wer an Christum glauben will, muß mit ihm „gleichzeitig" werden wie er auf Erden umherging in demütiger Knechtsgestalt. Die Aufgabe des Christen ist, Christi Nachfolger zu werden im Stande der Erniedrigung, in der Liebe zum Nächsten, in unbedingter Hingabe an die Wahrheit, abgestorben für die Welt, in inneren und äußeren Leiden, unter Haß, Verfolgung und Spott.

Kierkegaard unterschied nun Christus als Vorbild, das Nachfolge fordere, und als Gabe, die Gnade darbiete. Das Vorbild Jesu sei dazu da, „Justiz zu halten, damit die Gnade gesucht werde mit dem Bewußtsein, wie große Gnade man braucht und beständig braucht bei der Verschuldung in der Nachfolge." Augustin verfiel nach Kierkegaards Ansicht auf die Gnadenwahl und Vorherbestimmung, um nicht die ewige Entscheidung Gottes in das Streben des Menschen zu legen. Luther dagegen, meinte er, wandte es so: Kein Mensch kann die Angst aushalten, daß sein Streben über ewige Seligkeit oder Verlorenheit entscheide; das führe nur zur Verzweiflung oder zur Vermessenheit. Aber beruhige dich, du wirst aus Gnaden gerettet und so strebe so gut du kannst. So ward nach Kierkegaard nach und nach von Christus nur als G a b e die Rede, nicht von Christus als Vorbild. Christus als Vorbild drückt aus, daß es gilt, sich unbedingt zu Gott zu halten, in dem Streit des Menschen wider Gott seine Ehre und sein Leben daran zu setzen, daß man sich

zu Gott hält, auch gegen das eigene Fleisch und Blut. Menschlich gesprochen liegt in den Forderungen des Christentums etwas Grausames, das aber liegt daran, daß die Christen selbst Sünder sind und daß die Welt, in der sie leben, sündig ist. Das Christentum fordert bloß, daß wir die Menschen von ganzem Herzen lieben sollen; es kann nicht dafür, daß dies mit Verfolgung gelohnt wird. Die Nachfolge Christi ist trotz all ihres Schmerzes doch eine Liebessache und macht darum auch selig. Aber nicht in Einzelheiten und Äußerlichkeiten sah Kierkegaard die Nachfolge Christi, sondern in der grundsätzlichen Stellung zu Gott: „Gott die Ehre zu geben, das war die Idee seines Lebens.

Der Anfang des Christentums nun mache die Menschen unglücklich. Aber überhaupt hieße ohne Leiden sein soviel wie ohne Religiosität sein. Die Bedeutung des Leidens sei jedoch Selbstvernichtung in angestrengter Arbeit. „Mir ist die Welt gekreuzigt und ich der Welt", spreche ein Christ dem Apostel nach. Und in demselben Sinne sagte Kierkegaard von sich: „Ich bin ein Pönitierender!"

Es war ihm nun furchtbar, seinem Vaterlande sagen zu müssen: Das Christentum ist garnicht da! Da doch alle so beruhigt im Christentum leben. Aber die Wahrhaftigkeit vor Gott nnd die Liebe zu den Menschen zwangen ihn, solches zu sagen. Denn was er von sich selber am strengsten forderte, forderte er auch von anderen: Daß sie christliche Persönlichkeiten, ganz allein in Gott gegründete durchsichtige Persönlichkeiten werden sollten.

Von seinen Gegnern gefragt, was er wolle, antwortete er: „Ganz einfach, ich will Redlichkeit!" „Ich bin weder Milde noch Strenge — ich bin: menschliche Redlichkeit."

Und dieses Bestreben versetzte ihn in Kampf mit dem offiziellen Staatschristentum. Er vermißte Redlichkeit an Bischof Mynster, einem sehr achtbaren und verdienten, in höchsten Ehren, Gunst und Erdenglück verstorbenen Manne, den er aus Pietät gegen seinen verstorbenen Vater selbst verehrt hatte. Auf der Kanzel hörte er ihn die christlichen Ideale predigen und fordern, aber unter der Kanzel sah er sie abgeschwächt aus rein menschlichen Nützlichkeitsrücksichten.

Sein ganzes Leben setzte Kierkegaard in diesem Kampfe ein, freilich indem er seiner Kampfesweise Gewaltsamkeit verlieh. Sein tiefstes Buch ist die Schrift: „Die Krankheit zum Tode."

Lange hatte Kierkegaard geschwiegen. Da hatte Martensen am Grabe seines Schwiegervaters, Bischofs Mynster, diesen einen rechten Wahrheitszeugen genannt. Nun brach bei ihm das verhaltene Redlichkeitsgefühl aus. „War Bischof Mynster ein Wahrheitszeuge — ist das Wahrheit?" fragte er in einer öffentlichen Schrift, welche er erst nach neunmonatlicher Prüfung herausgab. Damit begann sein Krieg gegen das Christentum der heutigen Welt. Solange es tausend königliche Stellen für Lehrer im Christentum gibt, ist alles Christentum verderbt, behauptete er. Die Taufe wird nur durch die Geldgier der Pfaffen aufrecht erhalten, die Konfirmation schafft, daß die ganze Gesellschaft zu Meineidigen wird, das Abendmahl erscheint ihm anstößig, solange jeder, dessen wirkliche Religion ist: „Jeder ist Spitzbube in

seinem Gewerbe!" zwei- oder viermal im Jahre schöne Kleider anlege und zum Altare geh. Die Trauung nennt er einen Spott auf das Christentum.

Das waren Angriffe auf den christlichen Gottesdienst, wie sie seit den Tagen der rücksichtslosen französischen Revolution nicht erfolgt waren. Kierkegaard ließ sich viele Einseitigkeiten, Übertreibungen und Ungerechtigkeiten zu schulden kommen. Die Trennung zwischen Staat und Kirche, welche sich in unseren Tagen zu vollziehen beginnt, ist die einfache Folgerung dessen, wozu sich Kierkegaard gedrängt fühlte. Wenige Jahre zuvor noch hatte er die Gemeinde in der Frauenkirche aufgefordert, an den Altären das Heil zu suchen. Jetzt sollte es jedem einleuchten, daß die Wahrheit nicht im Schoße der Kirche zu finden sei, ja er erklärte, lieber ein arges Verbrechen begehen als eine Kirche betreten zu wollen.

Die Wahrheit liegt in der Mitte. Recht hat Kierkegaard, daß an heiliger Stätte nur geheiligte Persönlichkeiten stehen dürfen, daß das Christentum Persönlichkeiten fordere, daß es ein halbes Christentum sei, Entsagung zu predigen, ohne sie selber zu üben. Kierkegard hat der Christenheit das Ideal des Christen vorgehalten und es selbst vorzuleben mit Ernst und Eifer gesucht. Er hat die gebildete Welt aus einem Genuß- und Selbstgerechtigkeitsleben wie Weisheitsschwindel zu sittlichem und christlichem Ernste aufgerüttelt und geweckt. Und solche Männer braucht die Christenheit zu allen Zeiten.

Ohne jede irdische Entschädigung hat Kierkegaard der Wahrheit unter den Menschen gedient und Ernst gemacht mit Christenliebe und -entsagung. Von seinem reichen väterlichen Vermögen hat er selbstlos mit Wohltun gezehrt, sodaß, als er im Krankenhause starb, sich nur weniges übrig fand. Er sehnte sich nach der Ewigkeit. Das Herbe in seiner Persönlichkeit war nur äußerer Schein, drinnen im Herzen lohte edle Liebe. Der Eifer um Gottes Ehre und die Wahrhaftigkeit des Christentums verzehrte ihn. „Grüße alle Menschen", sagte er auf seinem Sterbebett seinem Jugendfreunde Boësen, „ich habe soviel von ihnen allen gehalten!"

Seine selbstgewählte Grabschrift lautet:

„Noch eine kleine Zeit,
So hab ich gewonnen;
Dann ist der ganze Streit
Mit mir zerronnen,
Dann kann ich ruhen auf himmlischen Auen
Und unablässig Jesum schauen."

E. Bruhn.





Der Verein Frauenwohl in Danzig wendet sich im „Zentralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine“ an alle preußischen Frauen und Mütter, um sie zur Rettung der gefährdeten Simultanschule anzufeuern. Die Konfessionsschule soll nach Meinung dieser Damen „vergiftenden Einfluß konfessioneller Zwietracht“ säen usw. Nun, die preußischen Frauen und Mütter werden ja ganz gewiß mehr Einsehens haben in den Wert der Konfessionsschule, von deren Forderung ein konfessioneller Charakter, mag er nun evangelisch oder katholisch sein, niemals ablassen kann und wird.

Ich habe nie verstehen können, wie man die Simultanschule immer als „Hort des Friedens“ usw. preisen kann; mir will scheinen, als ob sie vielmehr ein Hort der Charakterlosigkeit sein muß. Der Frieden zwischen den beiden großen Konfessionen scheint mir ganz gewiß in ihrem eigenen Interesse und im Interesse des Vaterlandes höchst erstrebenswert und des Schweißes der Edlen wert zu sein, und nichts sollte ernsten Christen so angelegen sein, als innerhalb der eigenen Konfession stets zu mahnen, daß man die andere verstehen und achten lerne, daß man vor allem das beiden Gemeinsame betone und dann in dem, wo man der anderen nicht folgen kann, duldende Liebe und Nachsicht übe. So allein scheint mir der Friede möglich zu sein. Nicht bei der Schule sollte man anfangen, sondern bei jedem Einzelnen. Wer wollte leugnen, daß wir weit entfernt sind von diesem Ziel, ja selbst von einem Anfang im Großen. Hier und da wirken in dieser Hinsicht stille Arbeiter, — ich gestehe offen, daß ich auch „Glauben und Wissen“ zu diesen rechne — allein, was solch stille Arbeit erreicht, das wird oft in kurzer Frist durch Heißsporne auf beiden Seiten wieder zerstört. „Getrennt marschieren, vereint schlagen!“ das will mir als die rechte Losung erscheinen für das Zusammenleben der beiden Konfessionen.

Sind nicht gemeinsame Feinde da? Nun, ich denke doch, daß unsere Zeit deren mehr als genug aufweist, da gilt es alle Kräfte mobil machen, hüben und drüben. — Allein, wir wollen auch nie vergessen, daß wir unser Einzelrecht haben und es uns erhalten wollen.

Und wie steht nun die Schule in dieser Hinsicht? Sie ist die Stätte des Werdens junger Menschenseelen. Wie töricht wäre es, sie zur Stätte des Kampfes zu machen? Muß denn nun aber die Konfessionsschule eine solche sein? Ganz gewiß nicht. Sie kann es natürlich sein; aber folgt aus der Möglichkeit, daß sie auszurotten ist? Das Theater kann eine Stätte der Schande und der Unzucht sein, folgt daraus, daß alle Theater auszurotten seien? Es kommt vielmehr darauf an, ob ein Institut seine innere Berechtigung hat, ob es in anderem Sinne notwendig ist. Wie ist es nun darin mit der Konfessionsschule? Selbstredend kann diese Frage nur vom Standpunkt der Konfession, bezw. eines ernsten christlichen Glaubens aus beantwortet werden; denn wer für einen solchen kein Verständnis hat, der wird natürlich auch für die Berechtigung der Konfessionsschule kein Verständnis gewinnen können, sondern wird dieselbe von vornherein bestreiten.

Aber nun möge sich solch ein Mann doch einmal bemühen, den anderen zu verstehen. Zunächst muß er denn doch wohl das eine sagen: wer Christ sein will und im entscheidenden Punkt seinen Glauben nicht vertritt, ist verachtungswert, ist erbärmlich, ist kein Charakter. Nur vor einem entschieden christlichen Charakter wird und muß der Gegner

Achtung haben. Wann und wo aber soll sich derselbe bilden? Nun, doch ganz entschieden in der Zeit alles Werdens, in der Jugend, und zwar im Hause und — in der Schule. Wie kann denn ein Charakter aus einem jungen Menschen werden, der im Hause etwas anderes hört als in der Schule! Und in wie unzähligen Fällen kann das Haus seiner ganzen Zusammensetzung usw. nach gar nicht eine Charakterbildungsstätte sein, dann muß die Schule ersetzen, was das Haus nicht bietet. Nun ist es doch Pflicht eines jeden Christen — ich meine natürlich keine Namenchristen — daß er sich fragt, was muß ich tun, daß ich meine Kinder zu rechten christlichen Charakteren heranwachsen lasse? Und dann wird er weiter fragen: welche Schule bietet mir die Gewähr dafür? Und dann muß die Antwort sein: die Konfessionsschule. Ein allgemeiner religiöser Mischmasch ist kein charaktervolles Christentum. Wie sich das Christentum entwickelt hat, so kann ein christlicher Charakter nur auf dem Boden der Konfession erwachsen. Da nun aber die Simultanschule im besten Fall nur religiösen Mischmasch bieten kann, so muß sie ungeeignet zur Heranbildung von christlichen Charakteren sein.

Es handelt sich dabei ja auch bekanntlich gar nicht allein um die Religionsstunde. Ganz gewiß, eine konfessionelle französische oder naturgeschichtliche Lehrstunde wäre geradezu ein Unsinn; aber wie sehr spielt die konfessionelle Auffassung im Geschichtsunterricht mit, da wird es bei überzeugten Protestanten und Katholiken stets Reibungsflächen geben, ich möchte wissen, wie man dies in der Simultanschule vermeiden soll.

Gewiß, es gibt religiöse Mischmasch-Naturen genug in der Welt, für sie ist die Simultanschule gut genug; aber entschiedene Christen dürfen sich diese nicht von jenen aufdrängen lassen und müssen sehr energisch dagegen protestieren, wenn ihnen die Simultanschule als alleiniger Hort des Friedens gepriesen und ihre Konfessionsschule als Schule der Zwietracht und der Schmähung und Verfolgung Andersgläubiger verlästert wird. Als ob die Simultanschule dies nicht auch sein könnte! Lehren denn an ihr nur Engel in Menschengestalt?

Nein, das Ziel ernster Christen muß für ihre Kinder die Konfessionsschule sein und zwar eine solche, in der mit religiöser Entschiedenheit christliche Charaktere erzogen werden, in der aber auch mit ebenso großer sittlicher Entschiedenheit auf Duldsamkeit und Verständnis für Andersglaubige hingearbeitet wird. Dies sei stets das Ziel. Wenn sich die Schulen beider Konfessionen mit größtem Ernst darum bemühen, die Brüder von der anderen Seite nicht zu schmähen, sondern mit Liebe zu tragen, dann kann es keinen größeren Hort des konfessionellen Friedens geben als die Konfessionsschule.

* * *

Im Jahrgang 1904 S. 205 druckten wir den Brief des Oberhauptes der armenischen Kirche an den Zaren ab, anläßlich der Einziehung der armenischen Kirchengüter (vom 12. Juni 1903). Zu unserer Freude können wir heute berichten, daß der Zar durch einen Ukas vom 1. August 1905 die Rückgabe dieser Kirchengüter an die armenische Kirche angeordnet und zugleich der Geistlichkeit das ihr damals genommene Recht wieder eingeräumt hat an Kirchen und Klöstern Schulen zu gründen. Zu diesem Akt der Gerechtigkeit wird die Regierung vor allem durch die Not der Zeit getrieben sein, aber vielleicht auch — wir wollen es hoffen — durch bessere Einsicht. Jedenfalls war es höchste Zeit, daß man sich zu ihm entschloß; denn wie uns ein Freund unseres Blattes schreibt, wurde das armenische Volk schon durch jenes Gesetz in die Arme der radikalen Parteien getrieben. Hoffentlich wird der neue kaiserliche Erlaß seine Wirkung nicht verfehlen und zur Beruhigung der Gemüter dienen, wenn er auch nicht die einzige Reform ist, die Armenien not tut.

* * *

Inzwischen brachten die Wirren im unglücklichen Rußland leider auch eine neue Auflage von Armeniermassakres; unsere Leser haben in den Tageszeitungen gelesen, wie es im Kaukasusgebiet ausgeübt, wo die Tataren die Metzeleien an den Armeniern verüben, fast scheint es so, als ob sich dabei auch der Gegensatz zwischen Christen und

Mohammedanern in Nordpersien wieder zuspitzte. Hinzu kommt Teuerung infolge von Heuschreckenplage. Die deutsche Orientmission (Großlichterfelde-West, Ringstr. 50) bittet daher herzlich um Gaben. Sie schreibt:

„Wir gehen sehr trüben Zeiten entgegen. Schon jetzt kostet der Weizen 24 Toman pro Last, d. h. dreimal so viel als wir sonst bezahlt haben, und 8 Toman waren schon sehr viel. Wir konnten uns lange die hohen Preise nicht erklären, denn die Ernte war im vorigen Jahre besonders gut gewesen. Es verlautete allerdings allerlei von Heuschrecken, doch glaubten wir nicht recht daran und hofften auch viel von der ungewöhnlich strengen Kälte. Aber sie sind wirkich da. Unser Diener Zachar hat sich neulich in einem nicht allzuweit entfernten Dorf von ihrem Vorhandensein überzeugt. Es sind erst vor kurzem ausgekrochene Tiere, die noch nicht fliegen können, „voetgangers" nannte man sie in Afrika und fürchtete sie mehr als die ausgewachsenen Tiere mit Flügeln. Noch bildet der Kotturfluß eine Grenze zwischen dem von diesen schrecklichen Plagegeistern verheerten Gebiet und uns, aber nicht lange wird es dauern, dann fliegen sie über ihn hinweg, und wir werden auch nicht verschont bleiben. Ich sehe mit banger Sorge in die Zukunft; aber verzagen werden wir nicht. Der liebe Gott, der uns vor der Cholera bewahrt hat, wird uns auch in dieser Not nicht verlassen.

Wir haben gelernt, Gott in solchen Lagen vor allem für eins dankbar zu sein, nämlich dafür, daß unsere Missionsarbeiter den Mut nicht verlieren und den Schwierigkeiten den fröhlichen Trotz des Gottvertrauens entgegensetzen. Darum ist trotz der ernsten Nachrichten in erster Linie froher Dank aus unseren Herzen zu Gott emporgestiegen für den Mut unserer Missionsgeschwister. Aber unseren Missionsfreunden müssen wir diese Not klagen und ans Herz legen. Haben wir schon in den letzten Jahren ganz andere Preise in Persien gehabt, als die, mit denen wir unsere Arbeit begannen, wie sollen wir unsere 163 Kinder in Khoi und Urmia, und was sonst noch zu versorgen ist, durchbringen bei einer Verdreifachung der schon erhöhten Preise?"

Vielleicht findet diese Bitte auch bei unsern Lesern eine freundliche Aufnahme.

* * *

Ein bemerkenswertes Beispiel von Schillerkultus hat sich s. Z. der Schillerbiograph Dr. Karpeles in Dortmund geleistet. Am Ende seiner Festrede rief er aus: „Und nun erhebt euch, ihr Söhne und Töchter der alten Tremonia!" Da sich zunächst niemand erhob, so wiederholte er seine Aufforderung. Nun erhob sich die nach Tausenden zählende Versammlung. Dr. Karpeles aber sprach mit hocherhobenen, gefalteten Händen eine Art Gebet folgenden Inhalts: „Du aber, großer Schiller, gehe mit uns! Wenn du mit uns gehst, so werden wir nicht zuschanden." Dieser Götzendienst mit einem Menschen würde sicherlich niemandem widerlicher sein als Schiller selbst. Es wäre nicht uninteressant zu wissen, wie Herr Dr. Karpeles sonst zum Gebet steht. Es ist wohl anzunehmen, daß er seine Hände sonst nicht gerade oft zum Gebet falten wird. Es gibt heutzutage auch viele Menschen, welche sich nicht genug über das Gebet zu Christus ereifern können. Es würde uns nicht wundern, wenn sie das Gebet zu Schiller mit großer Andacht mitmachten. Schließlich ist von Schillerpredigten zum Gebet zu Schiller ein so gar großer Schritt nicht.

E. Dennert.



Notiz.

Ein Freund unseres Blattes sendet uns folgende Notiz (nach dem Temps vom 24. Juli 1905): Als ich vorgestern nach Bern kam, führte mich ein treuer waadtländischer Freund, der mir gerne als Cicerone dient, zu Professor Hilty. Dieser ist eine hervorragende Persönlichkeit, Philosoph, Rechtsgelehrter, Präsident des Militärgerichts, Gesetzgeber. Wir fanden ihn in seinem Arbeitszimmer, vergraben hinter einem Berge

von Akten und Handschriften, er wandte sich davon ab, um uns zu empfangen. In einem großen Sessel sitzend, mager und kräftig, mit jugendlichem Blick unter weißen Haaren, durch seine Goldbrille uns mit klugen Augen anschauend, glich er dem Doktor Faust, war aber nicht wie dieser in Verzweiflung. Seine Worte atmeten Heiterkeit und Seelenfrieden. Er sprach zu uns von dem Glück, abseits der Welt zu arbeiten, ganz aufzugehen in der Aufgabe des Tages, sich fernzuhalten von den tausend gesellschaftlichen Verpflichtungen, die dem Manne der Wissenschaft so verhängnisvoll sind. Allerdings haben auch wir zu Paris in den Stadtteilen um den Luxembourg Gelehrte, welche die Einsamkeit lieben. Aber der Ehrgeiz faßt sie bisweilen. Es gilt, eine Rosette, ein Ordensband, einen Sitz in der Akademie zu erobern. In der Schweiz hat man keine Dekorationen, keine Akademie, und der Beamte, der von einer fremden Regierung einen Orden annähme, würde von seinen Mitbürgern verhöhnt werden und außerdem ihr Vertrauen verlieren. Was die Staatsstellen betrifft, so sind diese so schlecht bezahlt, daß man sich nicht darum streitet.

Ich gebe zu, daß das Mandarinentum, das in unserer von monarchischem Geiste getränkten Nation noch immer blüht, seine Vorzüge hat, insofern es zur Tätigkeit anspornt und den Wetteifer anregt. Aber es schafft künstliche Ungleichheiten und ist dem einfachen Leben hinderlich. Hiervon, von diesem Leben in der Beschränkung, wie er es auffaßt und träumt, hat uns Professor Hilty reichlich unterhalten und uns ein ganz biblisches Bild davon gezeichnet.

Hervorgegangen aus den östlichen Kantonen, nahe dem Engadin, sieht er nicht ohne Wehmut zugleich mit der kosmopolitischen Bildung die Weichlichkeit dort eindringen: „Das ist's, was uns verdirbt", bemerkte er. „Es gibt zu viel Fremde in der Schweiz, und diese streuen hier zu viel Gold aus. Das verdreht unsern jungen Leuten den Kopf, so daß sie nur mehr ans Genießen denken, aber nicht an ihre Pflicht. Damit wir wieder zu uns selbst kämen, wäre eine gewaltsame Erschütterung nötig, eine Revolution oder ein Krieg. Von Zeit zu Zeit bedürfen wir in unsern Bergen eines Gewitters, das die überhitzte Atmosphäre erfrischt und reinigt. Dieses Gewitter wird kommen. Es kommt immer." Und mit einer unentwegt zarten Stimme, mit Frömmigkeit und Sanftmut rief der berühmte Philosoph auf sein teures Land diese Katastrophen herbei, diesen wohltätigen Tau von Blut und Tränen.



1. Zeitschriften.

Archiv f. Rassen- u. Gesellschafts-Biologie 1905, 4. Heft. Müller de la Fuente wirft die Frage auf: „Ist Weismann widerlegt?" und glaubt sie verneinen zu dürfen. Er hält die Weismannsche Vererbungshypothese für „die beste und glänzendste Hilfstheorie des Darwinismus" und für unwiderlegt. — Andere sind anderer Meinung. Und wenn der Glanz der Hypothese Weismanns dem Glanz des Darwinismus entspricht, so ist sie — Flittergold.

In den Deutsch-evangelischen Blättern 1905, Heft 7 behandelt E. Sachße „Jesus und die evangelische Kirche". Jesus offenbart das Ideal wahren Menschentums und überführt uns dadurch von der Sünde; Jesus offenbart die Liebe Gottes, welche die Sünden annehmen will: Jesus verwirklicht das Ideal wahren Menschentums in denen, welche ihr Herz seinem Geiste öffnen. Diesen Jesus zu verkünden ist die Aufgabe

der evangelischen Kirche. — E. Haupt spricht über: „Gemeinde und Wissenschaft im Kampf um die Bibel.“ Im Gegensatz zu früheren Wegen hat man in neuster Zeit stichhaltige Aussagen über das Wesen der Heiligen Schrift zu erhalten gesucht, indem man von ihren Wirkungen ausgeht. Dies wird eingehend besprochen, indem darauf hingewiesen wird, was die Schrift dem Gläubigen darbietet. Wie verhält sich nun dies zu dem, was die Wissenschaft an Schriftverständnis vermittelt? Die Antwort ist schwer, weil weder die Wissenschaft noch das Bewußtsein der Gläubigen unbedingten Anspruch auf Wahrheit hat. Haupt meint, daß sich die bestehende Schwierigkeit nicht beseitigen, sondern nur erträglich machen läßt. Die Gemeinde darf nicht genötigt werden Ergebnissen der Wissenschaft zuzustimmen, aber sie soll sich in ihrem Urteil Reserve auferlegen, und sie soll den, welcher ihr bedenkliche Urteile ausspricht, nicht von der Gemeinschaft des Heils ausschließen. Wer in Christo den alleinigen Heilsmittler und in der Schrift die dieses Heil nicht nur an uns heranbringende, sondern in uns hineinbringende Macht sieht, der steht innerhalb der Kirche. Aber der Stoff der Theologie macht auch die größte Bescheidenheit nötig. Mißtrauen gegen ihre eignen Resultate ist Pflicht der Theologen; aber um der Wahrhaftigkeit willen dürfen sie kein Bedenken zurückhalten. Auch ihnen soll, wie der Gemeinde, die Bibel in erster Linie das Buch sein, in dem Gott mit uns redet. — Unter dem Titel: „Heilsglaube und Heilserkenntnis“ bringt E. Haupt eine sehr wertvolle Auseinandersetzung mit D. Bard, mit dem er sich eins fühlt in Anerkennung der Gottheit Christi (schon des auf Erden wandelnden) und des erlösenden Todes Christi. Dagegen bekämpft Haupt darin Bard, daß die Anerkennung beider Punkte die unbedingte Voraussetzung sei für die Anteilnahme am ewigen Heil. Bard begründete dies mit der Annahme, daß die im Evangelium sich darbietende sündenvergebende Gnade Gottes das Bekenntnis zur Gottheit Christi unlöslich enthalte, so daß man an Sündenvergebung nicht glauben könne, ohne an die Gottheit Christi zu glauben. Haupt bestreitet, daß eine unzureichende Erkenntnis des Leidens Christi jemanden um das Heil seiner Seele sollte bringen können. Jesus hat ohne Zweifel die Sünde vergeben, ohne Erkenntnis der Versöhnungslehre zu fordern. Haupt findet in Bards Gedanken viel Richtiges, was er bekämpft ist nur die Geltendmachung jener Erkenntnis, die Forderung der Annahme einzelner dogmatischer Sätze als Bedingung der Möglichkeit des göttlichen Rechtfertigungsurteils (Strafqualität des Todes Jesu und seine Gottheit). Eine Erkenntnis ist hier auch mit dem Glauben verbunden, aber die Erkenntnis, was nun des Näheren dazu gehört, daß Christus unser Erlöser werden kann, ist nicht notwendige Voraussetzung für die sündenvergebende Gnade Gottes.

Christliche Welt Nr. 19 enthält die dritte Vorlesung von Harnack über: „Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte“. Er bespricht das Zeugnis Pauli über Christus und faßt das bisher Gesagte zusammen als Begründung des Glaubensurteils: „Dieser ist der Sohn Gottes und der Herr“. Sodann geht er zu den Evangelien über, an die man nicht als an Biographien herantreten darf. Er kennzeichnet dieselben und erklärt Markus für das älteste, Matthäus und Lukas gehen auf ihn zurück und haben aus einer größeren Spruchsammlung geschöpft, letztere soll ihnen aber schon verändert und übersetzt vorgelegen haben. H. hält es für möglich, daß sie schon den Markus benutzt hat. Das erste Evangelium soll nach ihm nicht von Matthäus sein, er glaubt es in die Zeit Domitians (vor die Zerstörung Jerusalems) datieren zu können. Derselben Zeit gehört Lukas an, die Einwendungen gegen Lukas als Verfasser hält H. für „nicht durchschlagend“. Paulinische Theologie findet er bei ihm nicht. Johannis will er erst später besprechen. — In Nr. 23 berichtet O. Varrentrapp über „Rankes religiöse Anschauungen“, sie bestärken uns in der Überzeugung, „daß es eine Wissenschaft gibt, die ein frommer Mann aufrichtig vertreten kann, und eine Frömmigkeit, die vor keinem wissenschaftlichen Resultate zurückschreckt“ (Holtzmann). Von G. Wepfer werden „Die Erscheinungen des auferstandenen Herrn vom psychologisch-naturwissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet“.

Er erkennt sie als wirkliche Erlebnisse der Jünger an und hält sie für einen übersinnlichen Verkehr zwischen den geistigen Persönlichkeiten der letzteren und Christi. Sie müssen nach ihm psychologisch nicht physiologisch betrachtet werden. Die Tatsache des leeren Grabes wird dabei aber nicht berührt. — In Nr. 26 wirft Bruns die Frage auf: „Ist die Ablehnung des Naturwunders religiös gleichgiltig?" und verneint sie; „denn die religiöse Wahrheit des Christentums ist von einer bestimmten, die Möglichkeit und Tatsächlichkeit göttlichen Wunderwirkens, auch sog. göttliche Naturwunder einschließenden Weltanschauung unzertrennlich verbunden." — In Nr. 31 behandelt Rade „Die Absolutheit des Christentums". Er erklärt, daß der Glaube einer Theologie, welche die letztere wissenschaftlich beweisen will, „aufs äußerste mißtrauen" soll. — Nr. 32 enthält von Steinmann „Unsere Stellung zur Religion". „Für die moderne Auffassung ist die positive Religion von vornherein gar nicht mehr das, was man vordem unter Religion verstand" (nämlich: es ist ein heiliger Gott, eine sündenvergebende Gnade, eine Sündenverderbnis der Menschen und Erlösung und Versöhnung, ein ewiges Leben der Gottesgemeinschaft). Zwischen moderne Auffassung und positive Religion schob sich christliche Weltanschauung, Gottesidee und historischer Jesus. Der schlichten Frömmigkeit wird es bei modernem Zeugnis nicht warm ums Herz. Steinmann meint, man müsse mit den Fragen an der rechten Stelle Halt machen. Die Religion muß auch den Modernen „Tatsache als lebendige Macht der Geschichte" sein. „Gott, Sünde, Erlösung, ewiges Leben: das alles ist vorhanden als lebendige Geistestatsache und steht so selbstsicher mitten darin im Gesamtgeistesleben der Menschheit." Dies fordert persönliche Stellungnahme. Es ist religiöse Pflicht. Es gilt dabei den Intellektualismus auszufegen, um statt bloßer Ideen die Wirklichkeit Gottes und der Religion zu erfahren. — Es ist erfreulich, daß den Modernen einmal diese besonnene Mahnung gesagt wird von einem, auf den sie sonst hören. Ob es aber hilft? Dt.

Im Magazin für evangelische Theologie und Kirche 1905, September und Oktober, bespricht Schütze: „Geboren von der Jungfrau Maria" und sucht darzutun, daß dieser Glaubenssatz 1) möglich ist und 2) auf Wirklichkeit beruht.

Beweis des Glaubens 1905, Heft 7, bringt von R. Reimann den Schluß des Aufsatzes: „Religion und Philosophie", eine Bundesgenossenschaft beider ist wünschenswert: „Intellektuelle religiöse Überzeugungskraft und Befestigung für uns selbst, und von uns aus auch für andere." G. Steude setzt fort „Die buddhistische Weltanschauung", bespricht das „Nirwana" und beginnt ihre Begründung zu prüfen. — Heft 8: H. Kranichfeld stellt „Fleischmanns Stellung zur Deszendenztheorie" dar; O. Zoeckler bespricht des weiteren „Englands Apologetik seit Ende des 18. Jahrh." (Trench und Tosh); H. Samtleben berichtet über „Bemerkenswerte Worte Fr. G. Peabodys an die Gelehrten und Gebildeten." — Heft 9: H. Köhler untersucht „Religion und Sozialdemokratie in neuer, entscheidender Beleuchtung" und Nösgen bespricht „die in Ägypten gefundenen Sprüche Jesu", diese Aufzeichnungen stammen aus dem Anfang des 3. Jahrhunderts und weisen auf eine bis beinahe in die Mitte des 2. Jahrh. zurückgehende Überlieferung und zeigen Bekanntschaft mit dem Johannisevangelium und Briefen Pauli und dem Hebräerbrief. Sie sind also ein Beweis für den Gebrauch der neutestamentlichen Schriften in der Mitte des 2. Jahrh.

2. Bücher.

Von Büchern für den Weihnachtstisch nennen wir: E. Evers, Feldsteine. Dorfgeschichten. Stuttgart P. Rocholl. 286 S. 3.— Mk. — Wer im vorigen Jahre des Verf. „Pflastersteine" gekauft hat, wird auch gern zu seinen „Feldsteinen" greifen. Das Buch ist trotz seines billigen Preises sehr hübsch ausgestattet.

P. Rosegger, J. N. R. J. Frohe Botschaft eines armen Sünders. Leipzig, L. Staackmann, 1906. Neubearbeitete Volksausgabe, 1.30 Mk. geb. — Trotz einiger Be-

denken, die wir auch s. Z. äußerten, empfehlen wir diese billige und hübsche Ausgabe des von sittlichem Ernst und religiösem Interesse getragenen Buches.

E. Schrenk, Pilgerleben und Pilgerarbeit. 1.—7. Tausend. Kassel, E. Röttger. 230 S. 3.— Mk. — Wer Schrenk gehört hat, wird ihn lieb gewonnen haben. Und wer ihn lieb gewann, wird diese Selbstbiographie mit Freuden lesen.

E. Schreiner, Der Kanzler zu Babel. Eine Erzählung. Kassel, E. Röttger. 86 S. 1.50 Mk. — Die Geschichte von Daniel im Gewande einer Erzählung, gewandt geschrieben, hübsch ausgestattet, ein passendes billiges Weihnachtsgeschenk.

Aus dem Verlag von Kober, C. F. Spittlers Nachf. Basel, liegen vor uns: S. Schlatter, Durchs Fenster. 2. Aufl. 182 S. und A. Schuckall, Liesel und ihre Freunde. 101 S. — Bei der hohen Begabung dieser beiden Erzählerinnen genügt ein Hinweis auf diese Bändchen, um ihnen Freunde zu erwerben.

E. Zaeslin, Pfr., Nikolaus von Brunn, einer der Gründer der Basler Mission. Basel, E. Fincke, 1906. 406 S., geb. 3.20 Mk. — Eine liebevolle Würdigung des an Blumhardt u. a. erinnernden Gottesmannes, die allen Freunden christlicher Biographien willkommen sein wird.

M. Pontoppidan, Niemals verzagen! Deutsch von H. Prehn. Basel, E. Fincke, 1906. 187 S., hübsch kart. 1.80 Mk. — Diese Betrachtungen sind „feinsinnig, geistvoll und ungekünstelt“ genannt worden. Dem stimme ich gern bei. Es sind prächtige, anregende Worte eines bedeutenden Dänen. Als kleines Geschenk sehr zu empfehlen.

O. Funcke, D. theol., Reisegedanken und Gedankenreisen eines Emeritus. Altenburg, St. Geibel, 1905. 378 S.. br. 4 Mk. — Diese Gedanken über die kirchliche Gegenwart und Zukunft, sowie die heiteren Reiseberichte aus Schweden (die weit mehr als die Hälfte einnehmen) zeigen zu unserer Freude, daß der hochverehrte Erzähler auch als Emeritus noch seine alte geistige Kraft hat. Der letzte Aufsatz des Buches erschien zuerst in unserer Zeitschrift. Das Buch sei als Weihnachtsgabe unsern Lesern sehr lebhaft empfohlen. Dt.

Deutsches Familien-Stammbuch. Braunschweig, H. Wollermann. geb. 0.70 Mk. — Ein empfehlenswertes Büchlein zum Eintragen wichtiger Familienereignisse. Etwas prosaisch aber praktisch ist die Beigabe der wichtigsten Bestimmungen des Bürgerl. Ges.-Buches über Eheschließung, Trauung usw.

An Kalendern liegen uns für 1906 vor: Christl.-sozialer Volkskalender Siegen, Westd. Verl. 0.25 Mk. — Der deutsche Volksbote. Berl. Stadtmission. 0.50 Mk. — Der ev.-luth. Hausfreund. Zwickau, J. Herrmann. 0.40 Mk. Alle drei sehr reichhaltig, die beiden ersten auch mit vielen Bildern. — Luther-Abreißkalender. Berlin, Schriftenvertriebsanstalt. Mit Stellen aus Luthers Schriften. 0.75 Mk.

* * *

J. Bentzinger, Lic. Dr., Geschichte Israels bis auf die griechische Zeit. Leipzig. G. J. Göschen, 1904. 158 S. geb. 0,80 Mk. — Diese kurze populäre Darstellung berücksichtigt vor allem die Wechselwirkung der äußeren Geschichte und der Entwicklung der Religion und den Zusammenhang mit den übrigen orientalischen Völkern.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1904—1905. 20. Jahrgang. Freiburg im Br. Herderscher Verl. 1905. 7 Mk. — Wir haben schon mehrfach über dieses Jahrbuch berichtet, das kurze Übersichten über neue Arbeiten auf allen Gebieten der Naturwissenschaften bringt. Wer auf letzteren auf dem Laufenden bleiben will, sollte zu diesem Buche greifen. Dt.

F. Jäger, Pfarrer Dr., Poesie im Zuchthause. Ein Beitrag zur Kriminalpsychologie. Stuttg. M. Kielmann, 1905. 237 S. — Das ist ein ergreifendes Buch: Gedichte, welche der Herausgeber, Strafanstaltsgeistlicher, gesammelt hat und deren Verfasser Verbrecher sind. Man kann dem Herausgeber nur zustimmen: „Möge die Sammlung etwas beitragen zur Überwindung verkehrter Vorurteile und zur Reform des Schutzfürsorgewesens.“ Dt.

J. H. Ziegler, Dr., Die wahre Einheit von Religion und Wissenschaft. Vier Abhandlungen. 1. Über den eigentlichen Begriff der Natur. 2. Über das wahre Wesen der sog. Schwerkraft. 3. Über das wahre System der chemischen Elemente und ihre Zusammensetzung nach der universellen Weltformel. 4. Über den Sonnengott von Sippar. Zürich. Art. Institut Orell Füßli, 1904. 192 S. 4 Mk. — Der Verfasser geht von der unbewiesenen Voraussetzung aus, daß die wahre Einheit der Allmacht, Urkraft oder Wirklichkeit, der Natur, Substanz oder Wasser mit dem letzten unteilbaren Bestandteil des einfachsten Naturzustandes, dem weißen Licht, identisch ist, daß dieser das Urteil jeden Lichtstrahls, der Lichtpunkt, das wirklich Substanzielle aller Zustände und Formen sein muß. Die nähere Ausführung ist aber so eigenartig, daß es unmöglich ist, hier in Kürze davon zu reden. Wir führen zur Veranschaulichung der Denkweise des Verfassers nur zwei Sätze an. „Der ewig schaffenden Allmacht kann nur eine einzige ursprüngliche Eigenschaft oder Wirkung eignen, ihr gleichmäßig mit dem Strom der Zeit dahintreibendes Dasein und das unmittelbar mit dieser Bewegung zusammenhängende Tun und Lassen, ihre unwillkürlichen Zusammenstöße mit ihresgleichen (?) in dem ewig gleichbleibenden Tummelplatz des Raumes (S. 64). Der Mann fühlt sich durch den rechtswendigen Spiritus des linkswendigen elektronegativen Weines zu neuem Tun entflammt; das Weib dagegen schöpft die nötige Begeisterung zum unmittelbaren Redefluß mit Vorliebe aus dem linkswendigen Geist eines rechtswendigen elektropositiven Kaffeetränkleins (134). L. W.

K. W. Fink, Aus dem Reiche der Mentalwelt. Eine theosophische Betrachtung der Wahrheit. Leipzig, Ernst Fiedler, 1904. 23 S. 0,50 Mk. — Die Broschüre ist verständlich, in diesem Falle ist darunter zu verstehen: überhaupt lesbar, nur für die, die mit theosophischen Begriffen vertraut sind; und für diese ist sie auch viel zu knapp geschrieben. S. 8 heißt es: „Der dogmatische Zwang und die kirchliche Autorität sind die größten Feinde wahrer Religion. Beide haben keinen anderen Zweck, als den des Herrschens über die gläubige Menge." Solche Sätze sind gerade kein Zeugnis von der Kenntnis christlicher Lehre und christlichen Lebens; zum mindesten wird in ihnen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, und dann sind sie kein Zeichen für logische und psychologische Schulung. H. D.

H. Heine, Dr., Schatten und Licht. Mediumistische Mitteilungen. Hrsg. von Johann Banfi. Leipzig, Ernst Fiedler. 84 S. 1,50 Mk. — Nach dem Vorwort hat der Dichter des „Buches der Lieder" durch die Frau des Hrsg. als Medium der Nachwelt diese Mitteilungen gemacht. Ob der Verf. Heinrich Heine sei oder nicht, darüber sagt der Hrsg.: „Ich selbst hege betreffs der Identität keinerlei Zweifel, doch sind meine Beweise hierfür so subjektiver, ja subtiler Natur, daß sie einer strengen, objektiven Kritik kaum standhalten würden, weshalb ich es hier auch gar nicht versuche, dieselben ins Treffen zu führen." H. D.

August Strindberg, Die Nachtigall von Wittenberg. 5. Aufl. Berlin-Leipzig, H. Seemann Nachf. 1905. 115 S. 1 Mk. — Hans Sachs hat in seiner „Wittembergisch Nachtigall" uns doch einen ganz andern Luther geschildert als Strindberg. Der Dichter hat gewiß das Recht dichterischer Freiheit, doch hat er sich zum Gesetz zu machen, daß dadurch nicht direkt falsche Anschauungen gefördert werden. Strindberg zeichnet uns mit scharfen Konturen Luther als rohen Mann in einer rohen Zeit. Er wäre der Wahrheit näher gekommen, wenn er ihn als rauhen Mann in einer derben Zeit gezeichnet hätte. Diese Fähigkeit hat Strindberg, und sein Drama wäre dann wirkungsvoller. Psychologisch am besten ist im ersten Bild Luther als Kind gezeichnet. Luthers Eintritt ins Kloster ist ungenügend motiviert; wie aus ihm der Reformator geworden ist, danach sucht man vergebens. Strindbergs Luther wäre nie Reformator geworden. Am treffendsten ist wohl Ulrich von Hutten charakterisiert. — Immerhin bilden die vierzehn, scheinbar lose aneinandergereihten Bilder ein Ganzes von dramatischer Wucht, das allerdings nur von dem Leser, der die kulturgeschichtlichen Verhältnisse jener Zeit etwas genauer kennt, rich-

tig verstanden und beurteilt werden kann. Der Umschlag zeigt eine Nachbildung des Holzschnittes auf dem Titel der „Wittembergisch Nachtigall" des Hans Sachs. H. O.

Hefte zum Christlichen Orient. Nr. 7. Christophilos, Russische Klostergefängnisse. 16 S. gr. 8°, Mk. 0.20. Nr. 8. Christophilos, Leidensgeschichte eines Stundisten. 36 S. gr. 8°, Mk. 0.40. Berlin 1905. Deutsche Orient Mission. — Wer die Hefte zum Christlichen Orient und die Arbeit der deutschen Orient-Mission noch nicht kennt, dem kann man nur sagen: Nimm und lies! H. O.

Evangelische Lebensbilder aus dem Elsaß. 2. Reihe. 219 S. Straßburg i. Els., Buchh. d. Evang. Gesellschaft. 1905. geb. Mk. 2.50. 6 Hefte à 0.30 Mk., 50 Hefte 9 Mk. — In Wort und Bild werden in den sechs Heften der vorliegenden 2. Reihe folgende Lebensbilder vorgeführt: Johannes Tauler von Paul Freund, Jakob Sturm von Robert Will, Martin Butzer von Albert Bach, Kaspar Klee von Friedrich Federlin, Hans Michel Moscherosch von Dr. Gustav Lasch, Luise Schepler von August Winnecke. — Lebensbilder aus dem Elsaß gehen ja zunächst die Elsässer etwas an, aber der Klang der Namen dieser Persönlichkeiten geht doch über die Grenzen des Elsaß hinaus. Von dem mystischen Dominikanermönch Johannes Tauler aus dem vierzehnten Jahrhundert geht es über den Vermittlungstheologen der Reformationszeit Martin Butzer, der immer und immer wieder zwischen den verschiedenen hadernden Heerlagern des Protestantismus Fäden zu knüpfen suchte, zu Luise Schepler, die im 19. Jahrhundert ihrem himmlischen Herrn eine ebenso treue Magd war, wie sie ihrem irdischen Herrn Oberlin eine rechte christliche Dienstmagd war. H. O.

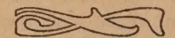
Carl von Schmidtz-Hofmann, Heilsarmee und Gesellschaft. 1904. Askona, Kant. Tessin. C. v. Schmidtz. 32 S., 0.50 Mk. — Verf. läßt einen Einblick in die segensreiche soziale Tätigkeit der Heilsarmee tun. Die Kluft zwischen Heilsarmee und Gesellschaft hält er nicht für so groß, als sie scheint. Alle religiösen Streitfragen sind vermieden, daher ist auch die religiöse Seite so gut wie garnicht behandelt, obwohl sie doch in der Heilsarmee eine Hauptrolle spielt. Sonst zu empfehlen. H. O.

Paul, Die Mission in Deutsch-Südwest-Afrika. 1905. Dresden. Ludw. Ungelenk. 166 S. — Jahrbücher der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1904. Leipzig, Wallmann. 204 S. — Zwei treffliche Bücher, die deutlich zeigen, welchen Segen die Mission bringt, welche gewaltigen Geisteskräfte in ihr wohnen, und welche gewaltige Kulturarbeit sie leistet. St.

N. Jüngst, Heimgefunden. Dresden. L. Ungelenk, 1905. 302 S. — Eine lange Umschreibung des Gleichnisses vom verlorenen Sohn. Wir meinen, dieses herrliche Gleichnis sagt in seiner Kürze genug und mehr als ein dickes Buch. Dt.

E. Sellin, Prof. Dr., Der Ertrag der Ausgrabungen im Orient für die Erkenntnis der Religion Israels. Leipzig. A. Deichert Nachf. 1905. 44 S. 0,80 Mk. — Wir haben über diesen sehr empfehlenswerten Überblick schon S. 246 berichtet.

Fr. Walther, Pfarrer Dr., Der Zusammenhang zwischen Verstandesentwicklung und Religion. Stuttg. W. Kohlhammer, 1904. 2 Mk. — Ein beachtenswerter Versuch über das im Titel genannte Thema. Der Hauptgedanke des Verf. ist, daß die Religionsgeschichte zu gleicher Zeit eine Entwicklungsgeschichte des menschlichen Verstandes ist, worin man ihm im allgemeinen wird recht geben. Er bringt als Grundlage seiner Ansicht auch erkenntnistheoretische Erörterungen, die uns aber zu kurz behandelt zu sein scheinen, um allgemeine Anerkennung zu finden. Dt.



Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.